Kaiser Joseph

und

Marie Antoinette.

Von

L. Mühlbach.

Zweiter Band.

Berlin, 1856.
Verlag von Otto Janke.

Inhalt des zweiten Bandes.

Erstes Buch.

Erstes Buch.

Polen und Jesuiten.

I.

Hungersnoth in Böhmen.

Der Nothschrei des zur Verzweiflung getriebenen Böhmenvolkes war endlich hingedrungen bis nach Wien, und hatte das Ohr und das Herz des Kaisers getroffen! Joseph war nach Böhmen geeilt, um seinem armen, von Hunger und Krankheit verwüsteten Volk Hülfe und Linderung zu bringen.

Diese Nachricht war der erste Trost, welcher den verzweifelnden, bis auf's Aeußerste getriebenen Böhmen inmitten ihrer Trübsal und ihres Jammers wieder eine Hoffnung gab! Der Kaiser selbst wollte nach Böhmen kommen, und wenn er ihre Noth gesehen, dann mußte sein großmüthiges Herz auf Abhülfe sinnen!

Groß und fürchterlich allerdings war die Noth. Die Mißerndten zweier Jahre hatten ganz Deutschland in Sorge und Trübsal gebracht, aber sie hatten vor allen

Dingen maßloses Elend über Böhmen und Mähren gehäuft, weil dort zu dem Mißwachse des Korns sich noch das Elend fürchterlicher Ueberschwemmungen gesellte, die alle Aecker und Gärten, und außer dem Korn auch alle Gemüse und Früchte zerstört hatten.

Die Aecker glichen daher nur großen wüsten Todtenäckern, und aus den Hütten der Bauern erschallte nur Jammern und Klagegeschrei, in den Ställen fehlte das Vieh, wie in den Scheuern das Korn, unbenutzt stand der Pflug in den offenen Wagenschauern, denn Niemand bestellte den Acker mehr, es fehlte an Saatkorn, es fehlte an Vieh, um den Pflug zu ziehen, an Knechten und Mägden, um das Land zu bestellen, denn man hatte kein Futter, um das Vieh zu nähren, kein Geld, um hülfreiche Hände zu bezahlen. Jeder war einsam in seinem Elend, verlassen in seinem Jammer, und in dem Egoismus seiner Leiden hielt Jedermann sich selbst für den Unglücklichsten, und klagte die Andern an, daß sie ihm den Beistand entzögen, den er selber wiederum Andern auch nicht gewährte.

Und das Elend, welches auf dem Lande, in den Hütten der Bauern und auf den überschwemmten und verwüsteten Aeckern geboren war, es wuchs und ward größer mit jedem Tage, wanderte endlich von den

Dörfern aus in die Städte, und lehrte die armen Städter, die armen Arbeiter und Tagelöhner, die armen Handwerker und kleinen Kaufleute, lehrte alle Diejenigen, welche in den Städten in engen Gassen und dumpfen niedrigen Zimmern wohnten, das Lied des Jammers und der Wehklage, welches zuerst auf den Dörfern erklungen war, das Lied nach Brot und Nahrung!

Brot! Brot! Das war der Sehnsuchtsruf, den man jetzt auf den Gassen von hundert und aber hundert bleichen Jammergestalten vernahm, von Greisen und Kindern, von Männern und Frauen, die den Vorübergehenden ihre abgemagerten, zitternden Hände entgegen streckten!

Brot! Brot! Das war der Verzweiflungsschrei, der da draußen auf den Dörfern über die Stoppeln der Aecker, und durch die dunklen Räume der öden Scheuern dahin fuhr, den die bleichen Lippen der Bauern wiederholten, die matt und trostlos sich hinaus geschleppt hatten bis zur Seite der Landstraße, um dort zu warten auf das Vorüberkommen irgend eines Reisenden, der, glücklicher als sie, diese Gegend des Jammers verlassen wollte, und vielleicht ihnen zum Dank für seine Rettung aus solcher Noth eine milde Gabe spenden mochte.

Da lagern sie am Wege, diese von Hunger und

Verzweiflung entnervten Leute, da schauen sie mit gierigen Blicken die Landstraße hinunter, spähend nach irgend einem Wagen, einem Reiter, der des Weges daher kommen möchte. Es ist die Straße, welche nach Prag führt, und sonst verging keine Stunde, ohne daß mehr als eine elegante Equipage, mehr als ein stolzer Cavalier des Weges daher kam, um nach Prag zu gehen, der schönen und glänzenden Hauptstadt des Böhmerlandes.

Aber jetzt waren die Landstraßen leer, denn in Prag auch hatte der Hunger seinen Einzug gehalten, und Niemand mochte mehr hinreisen nach dieser Stadt, wo Tausende jetzt das Lied des Elends wiederholten, welches aus den Dörfern erklungen war, wo Tausende schrieen und jammerten nach Brot!

Und doch war diese Landstraße nach Prag jetzt die einzige Hoffnung dieser armen Leute, welche da an beiden Seiten des Weges in dem Graben lagen und nur noch auf irgend einen Zufall hofften, der ihnen augenblickliche Linderung bringen möchte. Es waren ihrer gegen hundert Menschen, ein ganzes Dorf war es, das sich da gelagert hatte. Gruppenweise, wie sie vordem in ihren Hütten gewohnt, lagen sie beieinander, der hohe Himmel da droben war jetzt ihres Zimmers Decke, der kahle Erdboden war jetzt ihre Lagerstätte, die ganze

weite Welt war jetzt ihr Haus. Sie waren herniedergestiegen aus dem Erzgebirge, um bei den Bewohnern der Thäler sich Hülfe zu suchen, aber sie hatten da denselben Jammer wiedergefunden, der sie fortgetrieben aus ihrem Gebirgsdorf, und mit Hohn und Zorn waren sie fortgewiesen aus den Dörfern, wo Jeder genug zu thun hatte mit seinem eigenen Jammer, und in seinem verdorrten Herzen kein Mitleid mehr auftreiben konnte mit Anderer Leid.

Sie hatten den ganzen Tag da gelegen, und kein einziger Wagen war gekommen, keine einzige hülfreiche Hand hatte sich ihnen entgegen gestreckt. Die heiße Sonne des Mittags hatte auf ihren Scheitel gebrannt, aber sie hatten es nicht gemerkt, denn glühender noch brannte der Hunger in ihren Eingeweiden; jetzt begann die Sonne sich zu neigen, und der Abendwind fächelte mit kühlendem Hauch ihre Häupter, aber sie fühlten keine Linderung, denn die Schmerzen in ihrem Innern waren immer glühender geworden.

Die Welt ist erstorben und leer geworden, klagte eine alte Frau, die Großmutter eines ganzen Geschlechts, das wimmernd und heulend um sie her lagerte. Da war ihr Sohn und seine Gattin, einst ein so stattliches Paar, jetzt ausgemergelt zu blassen Jammergestalten,

da waren ihre sechs kleinen Enkelkinder, einst so liebliche rothwangige Geschöpfchen, wie die flatternden Engel auf dem Altarbild in der Dorfkirche, jetzt bleiche Schattengestalten, mit hohlen Augen und schlotternden Gliedern. Der Hunger hatte ihnen die Jugend, die Schönheit und die Energie genommen, der Hunger hatte nicht blos ihre Körperkraft gebrochen, sondern auch ihre Seele gebeugt.

Die Welt ist erstorben und leer geworden, wiederholte die alte Frau mit so lautem, schreienden Schmerzenstone, daß er weithin erklang, und das Ohr selbst des Letzten dieser vom Elend darnieder Gemäheten erreichte, und wie ein tragischer Chor tönte es auf einmal von Aller Lippen: Die Welt ist erstorben und leer geworden!

Aber auch der Himmel ist leer geworden, schrie ein alter Mann herüber von der andern Seite der Straße, wo er im Graben mit seiner verschmachtenden Familie lagerte. Ja, auch der Himmel ist leer geworden, sage ich, denn gäbe es einen Gott da droben, so müßte er unsers Jammers sich erbarmen. Aber es giebt keinen Gott mehr im Himmel!

Es giebt keinen Gott mehr im Himmel! schrie

heulte und wimmerte der Chor der verzweifelnden, hungernden Menge.

Still, still, Ihr Freunde, versündigt Euch nicht! rief die alte Großmutter, und indem sie mit ihrer letzten Kraft sich aus ihrer ruhenden Stellung aufrichtete, breitete sie ihre Arme wie beschwichtigend aus über das Meer dieses Jammers, welches sie umfluthete, als wolle sie ihm gebieten stille zu stehen und rückwärts zu fluthen.

Still, Vater Martin, still, sagte sie laut und mächtig. Es giebt einen Gott, aber er schaut eben nicht auf uns, und seine Hand hat sich von uns gewendet. Laßt uns beten, beten, daß er sein Antlitz wieder auf uns richte, und sehe, was wir leiden! Laßt uns beten, daß er uns Hülfe sende in unserer Noth! Hört auf meine Stimme, Ihr Alle, laßt uns beten, dann wird Gott uns Hülfe senden!

Sie warf sich wieder auf ihre Kniee, und hingerissen von ihrer Begeisterung und Zuversicht, folgten Alle ihrem Beispiele. Die Greise und Kinder, die Männer und Frauen erhoben sich aus ihrer ruhenden Stellung, um ihr Knie zu beugen, um ihre Hände und ihre thränenlosen Blicke aufzuheben zum Himmel und zu Gott zu beten um Hülfe und Beistand.

Aber das Gebet war längst verstummt, die Knieenden waren längst wieder hingesunken, und noch immer zeigte sich keine Hülfe und keine Rettung.

Du siehst es, Mutter Elisabeth, zürnte der alte Vater Martin, Dein Gebet hat nichts geholfen, der Himmel ist leer! Wir müssen sterben.

Ja, wir müssen sterben! heulte und wimmerte der ganze Chor, aber diese augenblickliche Aufregung, dieses letzte Aufflammen ihres Geistes hatte auch ihre letzte Körperkraft erschöpft; selbst zur Verzweiflung, zum Händeringen und Jammern fehlte ihnen die Kraft, in dumpfem Hinbrüten sanken sie zusammen.

Eine lange, fürchterliche Stille trat jetzt ein, hier und dort nur aus einer der Gruppen hörte man schmerzliches Stöhnen und Aechzen, sah man ein paar gerungene Hände sich hoch emporheben, einen Arm, die geballte Faust, gleichsam dem Himmel drohend, sich aufschleudern, um dann wieder matt und kraftlos an dem bleichen Körper niederzusinken.

Auf einmal unterbrach diese Stille das ferne Rollen eines Wagens. Es kam näher und näher, schon sah man auf der Landstraße eine lichte von der Sonne durchleuchtete Staubwolke sich aufwirbeln, schon sah man die Köpfe der Pferde aus dieser Wolke hervortreten.

Aber diese armen, vom Hunger niedergemäheten Jammergestalten näherten sich nicht, sie blickten nur mit stieren Augen auf die Landstraße dahin, und hier und da murmelte eine zitternde Lippe wie im Traum: Da kommt ein Wagen! Aber es ist zu spät! Wir müssen sterben!

Immer näher und näher hatte sich die Staubwolke herangewälzt, jetzt umhüllte sie wie ein flatternder Schleier alle diese trostlosen Gruppen der armen Leute, welche da hülflos und stumm zu beiden Seiten des Wegs in den Gräben lagen. Als dieser Schleier aber dann sich hob, sah man zwei Wagen, gefolgt von einigen Reitern, welche eben auf der Straße anhielten.

In dem ersten dieser Wagen saßen drei Herren, alle ganz gleich gekleidet in dunkle, unscheinbare Civilkleider, und doch war es nicht schwer in dem jüngsten von ihnen, in diesem jungen Manne mit dem schönen, leicht beweglichen Angesicht, mit den großen flammenden blauen Augen, den Herrn und Gebieter der beiden Andern zu erkennen. Er war es, der mit lauter Stimme dem Postillon befahl anzuhalten, und als die beiden Begleiter jetzt sich beeilen wollten, ihm zuvorzukommen, und den Wagen zu verlassen, um ihm beim Aussteigen behülflich zu sein, wehrte er sie mit einer hastigen

Handbewegung zur Seite und schwang sich leicht aus dem Wagen.

Ohne sich nur umzuschauen nach seinen Begleitern, die sich beeiferten ihm zu folgen, schritt der junge Mann vorwärts, gerade zu der ersten Gruppe hin, die da im Graben lagerte. Mit einem Blicke voll unaussprechlichen Mitleids neigte er sich nieder zu der alten Frau, welche ihre fieberglühenden Augen mit halbgebrochenen Blicken auf ihn heftete, und leise murmelte: wir müssen sterben!

Was fehlt Euch? fragte er mit leiser, vor Rührung zitternder Stimme. Sagt mir, was Euch fehlt, und womit ich Euch helfen kann?

Mich hungert! schrie die alte Frau mit einem letzten krampfhaften Aufflackern ihrer Lebenskräfte. Es brennt, es brennt in meinen Eingeweiden! Es ist der Hunger!

Der Hunger! Der Hunger! tönte es wie ein klagendes Echo von den Lippen ihrer Kinder und Enkel um sie her, die halb sinnlos vor Qual in apathischer Ruhe die fremden Gesichter anstarrten, die sich über sie neigten.

Oh mein Gott, diese Frau wird sterben, ehe wir ihr Hülfe bringen können, rief der junge Mann schmerzlich.

Eilen Sie, Lacy, schaffen Sie mir Wein, ihre Lippen zu kühlen.

Sire, wir haben keinen Wein mehr, sagte der Angeredete achselzuckend, Ew. Majestät haben ja in dem Dorfe, das wir eben passirten, die letzte Flasche Ihres eigenen Reisebedarfs fortgegeben.

Aber ich sage Ihnen, diese Frau stirbt, rief der Kaiser verzweiflungsvoll, indem er sich halb auf ein Knie niederließ neben der ächzenden, röchelnden Greisin.

Wir müssen sterben, Alle sterben! murmelte sie mit lallender Zunge.

Sire, flüsterte Lacy, Sie setzen Sich zu sehr in Gefahr.

Ew. Majestät thäten besser, eiligst von hier fortzukommen, sagte sein zweiter Begleiter, der Graf Rosenberg. Ich fürchte, diese armen Leute haben den Hungertyphus und das ist eine gar schlimme und ansteckende Krankheit!

Ansteckend nur für Diejenigen, welche entbehren, wie sie, rief der Kaiser schmerzvoll. Oh seht nur, seht, meine Freunde, drei Generationen, welche Alle dahin gesunken sind an demselben Jammer! Oh, es ist ein qualvoller Anblick, diese bleichen, entstellten Gesichter zu sehen, diese entnervten Körper, welche die Seele ge-

tödtet haben! Mein Gott, von dem Menschen in ihnen ist nichts mehr übrig geblieben als das Thier, der Hunger hat ihren Geist schon getödtet. Oh es ist grauenvoll, das zu denken, und sich sagen zu müssen, daß eine Handvoll Brot, ein Glas Wein in diesen Thieren den Geist wieder beleben, und sie wieder zu Menschen, zu Meinesgleichen machen würde. Und ich habe nichts, nichts, diese Unglücklichen zu erfrischen! Was hilft es ihnen, daß wir da einen ganzen Sack voll Korn und Mehl hinter uns herschleppen. Das Alles ist diesen hier unnütz und verächtlich!

Aber es wird Andern nützen, Sire, tröstete Graf Rosenberg, verlassen Ew. Majestät also Diese hier, welchen nicht mehr zu helfen ist, um zu Denen zu eilen, welchen Ew. Majestät noch Hülfe bringen können.

Ach, es ist ein trauriger, herzzerreißender Anblick, seufzte Lacy, welcher die Reihe der Gelagerten hinabgegangen, und jetzt wieder zu dem Kaiser zurückgekehrt war. Es sind gegen hundert Menschen, welche da liegen, sterbend vor Hunger!

Und ich sollte diese Unglücklichen verlassen, Rosenberg? fragte der Kaiser vorwurfsvoll. Nein, ihnen muß geholfen werden, und ich werde sie nicht eher verlassen, als bis sie gerettet sind.

Er winkte einen der Reiter zu sich heran. Du reitest im gestreckten Galopp nach Prag, befahl der Kaiser, indem er seine Schreibtafel hervorzog, und ein Blatt Papier aus derselben reißend, rasch einige Worte auf das Papier warf. In Prag angekommen, giebst Du im Schloß an den Oberhofmeister sofort diesen Zettel. Er wird sogleich einen Wagen mit Eßwaaren aufladen und hieher schaffen lassen. Um keine weitere Zögerung zu veranlassen, soll er Alles das aufpacken, was sich eben in der kaiserlichen Küche vorfindet, Alles was zu meiner Ankunft herbeigeschafft, alle Speisen, die schon bereitet worden. Es wird sich Mancherlei vorfinden, denn ich wollte ja morgen die Stände Böhmens einladen, und ihnen ein Diner geben. Nun, Alles, was da ist, soll aufgeladen, und hieher gebracht werden. Die Herren Stände werden sich begnügen, morgen mit mir zu sprechen, statt zu essen. Eile Dich, und hörst Du, der Herr Oberhofmeister soll Alles hieher senden. Du selbst aber läßt Dir sogleich ein Reisenécessaire mit Flaschen voll altem Ungarweine füllen, und kommst damit auf der Stelle hieher zurück. Jage Dein Pferd todt, aber sei in drei Stunden wieder hier!

Der Reiter nahm das Stückchen Papier, und es hoch emporschwenkend in die Luft, setzte er seinem

Renner die Sporen in die Seite und flog, wie vom Winde getragen, von dannen.

Und jetzt, meine Freunde, sagte der Kaiser, sich an Lacy und Rosenberg wendend, jetzt kommt und helft mir diesen Unglücklichen wenigstens eine kleine Linderung zu verschaffen! Wir haben keinen Wein für sie, aber wir haben Fleisch und Brot! Es ist wenig, aber es wird hinreichen, diese Leute vom Hungertode zu retten, bis der Wagen aus Prag kommt!

Und der Kaiser eilte zu dem Wagen zurück. Schnell, Günther, schnell das Nécessaire her.

Aber Ew. Majestät werden doch nicht daran denken, an diese armen Leute zu vertheilen, was für Ew. Majestät bestimmt war? fragte Rosenberg, welcher dem Kaiser gefolgt war. Mein Gott, Sire, Sie wissen es also gar nicht, daß Sie den ganzen Tag noch nichts zu sich genommen haben, daß Sie weder am Morgen noch am Mittag gegessen haben, obwohl Ew. Majestät den Feldmarschall Lacy und mich durch Ihren strengsten Befehl genöthigt haben, zu essen. Ich darf es und werde es nicht zugeben, daß Ew. Majestät Ihre eigene Nahrung, die letzte, die wir heute für Sie noch vielleicht beschaffen können, fortgeben wollen. Ew. Majestät müssen an Sich Selber denken, Sie sind das der

Kaiserin, Sie sind das Ihren Völkern schuldig. Sie bedürfen der Stärkung, Sie müssen essen!

Und Sie glauben, Graf, daß ich essen könnte, während diese da vielleicht sterben? fragte der Kaiser heftig. Gieb her, Günther, kommt Alle her und helft! Laßt uns dieses Geflügel hier zerlegen, und in kleine Stückchen schneiden, ah, und was sehe ich, da ist eine Büchse mit Gelée. Ah, das ist ein herrlicher Fund. Während Ihr das Fleisch schneidet, werde ich, statt des Weins, ihnen einflößen von dieser Gelée. Gieb mir einen Löffel, Günther, nimm Dir auch einen, und folge mir. Ihr Beide da, abgesessen, und helft den Herrn hier, das Geflügel zu zerschneiden, aber in ganz kleine Bissen, damit wir ein Stückchen haben für jeden Mund!

Mein Gott, Lacy, so helfen Sie mir doch, rief Graf Rosenberg, den Kaiser am Arm zurückhaltend. Der Kaiser will seinen letzten Imbiß vertheilen.

Er hat Recht, unser großer und guter Kaiser, sagte Lacy ernst. Solcher Menschennoth und solchem Jammer gegenüber giebt es keinen Kaiser mehr, sondern nur noch einen Menschen, und wenn Dem nicht das Herz in tiefstem Mitleid bewegt würde, so wäre der Mensch nicht werth ein Kaiser zu sein!

Der Kaiser hörte seine Worte nicht, er war längst

schon wieder in den Graben hinabgestiegen, die krystallene Büchse mit der Gelée in der Hand, und gefolgt von seinem Kammerdiener Günther. Mit geschäftiger, eilfertiger Miene neigte er sich nieder zu der alten Frau Martha, und einen Theelöffel mit Gelée füllend, hielt er denselben an ihre halbgeöffneten Lippen und ließ den schmelzenden Saft in ihren Mund träufeln. Der Kammerdiener war dem Beispiel des Kaisers gefolgt, und hatte in gleicher Weise die Lippen des Mannes, der neben ihr ruhete, getränkt.

Einen Augenblick stand der Kaiser mit seiner Krystallbüchse in der Hand, und beobachtete mit gespannten Mienen die Wirkung seiner Arzenei. Er sah, wie die Alte sich regte, wie ein unendliches Entzücken auf einmal ihr Antlitz durchstrahlte, wie ein rosiger Schimmer ihre Wange überhauchte.

Sieh nur, sagte der Kaiser mit einem glücklichen Lächeln, man sieht das Wohlbehagen, das sie empfindet. Oh, wir werden diese Leute hinhalten, bis Hülfe aus Prag kommt! Komm, Günther, laß uns unsere Arbeit fortsetzen! Aber mein Gott, es sind ihrer hundert, hat der Lacy gesagt. Werden denn hundert Theelöffel Gelée in dieser Büchse enthalten sein?

Und mit einem Ausdruck angstvollen Schreckens blickte der Kaiser die Glasflasche an.

Es ist eine Büchse, welche ein Maaß enthält, sagte der Kammerdiener, das werden wohl hundert Theelöffel sein.

Laß uns also hübsch sparsam sein, Günther, Jeder einen Theelöffel, aber nicht hoch aufgehäuft, rief der Kaiser. Und nun kein Wort mehr! Frisch an die Arbeit!

Er bückte sich wieder nieder, und mit eiliger Hand immer wieder seinen Theelöffel in den Glasbehälter senkend, träufelte er zwischen alle diese brennenden, zitternden, halbgeöffneten Lippen die stärkende Gelée von erkalteter Kraftbrühe ein. Ein wunderbares Leuchten war in dem Antlitz des Kaisers, während er so, ein echter Priester der christlichen Liebe und Barmherzigkeit, durch die Reihen der Unglücklichen dahinschritt, um den Verschmachtenden Labsal zu bringen. Er sprach kein Wort, aber die Gedanken des Erbarmens und der Liebe strahlten von seiner Stirn, von der Stirn des Urenkels Rudolph's von Habsburg, der einst, um einem armen Priester beizustehen, daß er rascher zu einem Sterbenden das Viaticum bringe, von seinem Pferd abstieg und es dem Diener der Liebe gab. Joseph aber

war selber der Priester der Liebe, er selber trug das Viaticum des Erbarmens zu den Sterbenden und übte die heiligen Pflichten seiner Religion in echt christlichem Sinne.

Und während er voll liebender Geschäftigkeit von einer Gruppe zur andern eilte, standen da in der Mitte der Landstraße die beiden Grafen mit den Lakayen, und tranchirten ernst und schweigend die gebratenen Hühner, das Souper des Kaisers für die verschmachtenden Gebirgsbauern. Eine tiefe Stille herrschte rings umher, ein sanfter Friede wohnte in der ganzen Natur, und auf die schauerlichen Gruppen der Ruhenden warf die Abendsonne ihre langen röthlichen Strahlen hin.

Aber allmälig begannen diese Scenen sich zu beleben, sah man hier und da ein Haupt sich erheben, eine Gestalt sich emporrichten, allmälig kehrte Geist und Bewußtsein in diese starrenden, gebrochenen Augen zurück.

Der Kaiser sah es, und ein Lächeln des Glückes durchleuchtete seine Züge. Er hatte eben sein Werk des Erbarmens vollendet, das Glas war geleert, aber jeder der Armen hatte einen Löffel voll seines stärkenden Inhalts bekommen.

Jetzt gebt Jedem von ihnen einen Bissen Fleisch,

sagte der Kaiser, zu der Gruppe inmitten der Landstraße tretend. Nicht mehr als nur einen Bissen, denn nach so langem Fasten würde mehr ihnen schädlich sein. Wir werden diese armen Leute retten, denn jetzt werden sie Kräfte haben zu warten, bis uns aus Prag Hülfe kommt.

Aber dann werden Ew. Majestät mindestens die Gnade haben, auch etwas zu genießen, sagte Graf Rosenberg eifrig. Es wird sich dann von den Speisen, welche diese Leute bekommen sollen, wohl auch ein wenig erübrigen lassen.

Ruhig, Freund, ruhig, lachte der Kaiser. Ich werde nicht verhungern, dafür stehe ich Dir! Wenn die Creatur nach Nahrung schreit, so werde ich sie ihr geben, aber da sei Gott vor, daß ich diesen armen Leuten auch nur einen Bissen entziehen sollte von dem, was ich für sie bringen lasse. Ich denke, es wird einem Kaiser von Gottes Gnaden auch nicht schaden, wenn er einmal Hunger empfindet wie ein Mensch, er wird dann aus eigener Erfahrung wissen, wie weh es dem Armen und Dürftigen um's Herz ist, und er wird sich bemühen, ihnen zu helfen! Ich werde diese Tage in Böhmen nie vergessen, und Gott hat meinen Schwur gehört, ich werde sie dereinst, wenn ich erst wirklich der Kaiser bin,

meinem Volke zu vergelten suchen! Euer Fleisch ist geschnitten, jetzt rasch an's Werk! Ich aber will, um den Rosenberg zu beruhigen, in das Dorf gehen, welches da hinten im Kranz der Bäume liegt, und will mir da in irgend einer Bauernhütte mein Abendbrod geben lassen. Es sind genug Hände hier, um unsere Hungrigen zu bedienen, und so wird der Lacy mich wohl begleiten können. Kommen Sie, Lacy, wir wollen uns eilen, damit wir zurück sind, wenn unsere Taube mit dem Oelblatt aus Prag daher geflattert kommt!

Er nahm den Arm des Feldmarschalls und wanderte mit ihm die Straße dahin, welche zu dem Dorf hinunterführte.

II.

Die schwarze Suppe.

In einer Viertelstunde hatten sie das Dorf erreicht, und schritten schweigend die lange breite Straße hinunter. Dieselbe Stille und Leblosigkeit, welche draußen auf den Feldern das Herz des Kaisers betrübt hatte, dieselbe Stille herrschte auch hier. Nirgends zeigte sich eine Spur der Thätigkeit, des Schaffens und Wirkens, überall standen die Ackergeräthschaften bestäubt und zerfallen umher, nirgends aus den geöffneten Ställen vernahm man das Gebrülle einer Kuh, das Geblöke eines Schafs, nirgends einen Ton von dieser Musik der Natur, welche das Herz des Landmanns mit Freude erfüllt, und den Vorübergehenden von seinem Besitz und seiner Wohlhabenheit erzählt. Nirgends auch das frohe Kreischen, das Singen und Lachen der kleinen Bewohner des Dorfs. Ueberall Schweigen und Stille. Hier und da

nur vor den grauen, zerfallenden Hütten lag zusammengekauert und wimmernd irgend eine Menschengestalt in zerlumpten Gewändern, mit hagerm, eingefallenem Gesichte, mit großen, glanzlosen Augen, denen der Geist, ja selbst der Funken der Neugierde entflohen war, denn theilnahmlos starrten sie die beiden fremden Gestalten an, die da ernst und schweigend an ihnen vorüberschritten.

Lacy, wie fürchterlich ist dieses Schweigen des Unglücks! sagte der Kaiser aufseufzend. Gehen wir nicht hier umher wie in einem neuen Pompeji? Ach leider, leider, der Aschenregen des Hungers hat sich auf dies arme Volk niedergelassen, und ganz Böhmen gleicht jetzt einem einzigen großen Pompeji. Und ich kann ihm nicht Abhülfe bringen, nur ein wenig Trost und Linderung, aber keine Hülfe, kein Ende für diesen Jammer!

Ja, Ew. Majestät können auch das, und Sie werden es! sagte Graf Lacy ernst. Es wird und muß Mittel geben, dieser Noth abzuhelfen, und diesem armen, verhungerten Volk wenigstens eine Hoffnung auf die Zukunft zu eröffnen.

Ich habe nach Ungarn Eilboten gesendet, damit man von dorther, wo das Korn gut gediehen ist, große Kornladungen hieher befördere. Ich habe für diese vier-

spännige Wagenlast Korn, welche binnen drei Wochen hier anlangt, außer guter Bezahlung, eine Prämie von hundert Gulden ausgesetzt. Meine guten Ungarn, welche sonst ziemlich indolent sind, kennen aber sehr genau den Werth des Geldes, und sie werden sich daher beeilen hieher zu kommen!

Aber drei Wochen ist eine gar lange Zeit, und die armen Leute hier sind schon so ermattet von ihrem Elend, daß sie nicht mehr drei Wochen werden auf Hülfe warten können!

Ich habe Befehl gegeben, sofort die Kriegsmagazine in Prag zu öffnen, und Mehl und Korn daraus zu entnehmen, sagte der Kaiser fast angstvoll.

Das wird für einige Tage reichen, nicht länger, sagte Lacy kopfschüttelnd.

Aber wo giebt es noch ein Mittel, diesem Unglücke zu steuern? rief der Kaiser beklommen. Nennen Sie mir eins, wenn Sie es können!

Diese Noth ist so groß, daß sie kaum auf natürlichem Wege entstanden sein kann, sagte Lacy sinnend. Wo die Noth ist, da ist auch der Wucher, der sich an ihr bereichert. Diejenigen, welche Korn gebaut haben, halten es zurück, um sich durch den Hunger noch höhere Preise zu erschwingen!

Wehe ihnen, wenn ich sie entdecke, rief der Kaiser erglühend in edlem Zorn. Wehe allen Denen, welche Wucher treiben mit dem, was des Volkes heiliges Eigenthum ist, mit dem Korn und der Frucht, welche die Erde für alle Menschen wachsen läßt. Es ist ein Brudermord, welchen die Kornwucherer an ihren Mitmenschen begehen, und als Brudermörder würde ich sie strafen. Aber Sie haben Recht, Lacy, oh leider, Sie haben Recht! Es muß Menschen geben, welche das Elend hier benutzt haben, um es immer höher zu steigern und desto mehr Vortheil davon zu ziehen.

Gewiß giebt es deren, Majestät. Aber sie werden auf ihrer Huth sein, und sich nicht finden lassen.

Ich aber werde sie suchen, rief der Kaiser drohend. Aber sehen Sie nur dort, Lacy, was für ein stattliches Gebäude da hinten auf einmal hervortritt. Wie seltsam das contrastirt zu diesen elenden todten Hütten hier. Ist es die untergehende Sonne, welche die Fenster so golden erleuchtet?

Nein, die Fenster scheinen sich von innen so zu erhellen, Sire, ohne Zweifel wohnt dort der Edelmann, dem das Dorf hier gehört!

Treten wir hier in diese Hütte ein, sagte der Kaiser rasch. Sehen Sie, es steigt Rauch aus dem Schorn-

stein empor. Man kocht also drin, und wir finden vielleicht zugleich ein Abendbrod und Auskunft über das stattliche Schloß.

Und der Kaiser stieß rasch die nur angelehnte Hüttenthür auf, und trat, gefolgt von Lacy, in das Haus ein.

Niemand hieß sie willkommen, Niemand antwortete ihnen, als sie in die Stube tretend, ihr Gott zum Gruß! riefen. Und doch war das Zimmer nicht leer, doch waren Menschen darin! Eine Frau und vier Kinder lagen ächzend, wie ein Knäuel in einander gekauert, in einem Winkel auf dem harten, schmutzigen Fußboden da. Ihre großen hohlen Augen richteten sich interesselos auf die Eintretenden hin, und nur einen Moment hielten sie inne in ihrem Aechzen und Stöhnen.

Verlassen Sie dieses Zimmer, Sire, flüsterte Lacy. Diese Luft hier ist verpestet von Krankheit und Elend!

Er drängte den Kaiser fast mit Gewalt hinaus, und drückte hinter ihnen die Thür leise wieder in's Schloß.

Denen da kann Niemand mehr helfen als der Tod, sagte Lacy ernst. Sie haben den Hungertyphus. Ich kenne das, ich habe es im Jahr 62 in Mähren kennen gelernt.

Lassen Sie uns nach der Küche gehen, sagte der Kaiser. Wo Rauch aufsteigt, muß Feuer sein!

Sie schritten über den dunklen, dumpfen Hausflur hin, und traten in die Küchenthür ein. Der Kaiser hatte sich nicht getäuscht, es war Feuer auf dem Heerd, und vor demselben stand ein Mann, welcher eifrig damit beschäftigt war, etwas in einem am Feuer stehenden Topfe zu rühren.

Gott sei gelobt, rief der Kaiser laut und freudig, hier wird doch noch gekocht, hier giebt es also noch Etwas zu essen!

Der Mann am Feuer wandte sich hastig zu ihnen um, und ließ sie sein hageres, abgemergeltes Gesicht sehen. Wollt Ihr etwa mitessen? fragte er mit einem lauten höhnischen Lachen; sag' Euch, es ist ein fetter Bissen, der da im Topf brodelt, ein Kaiser könnt uns drum beneiden!

Und er beneidet Euch auch, sagte Joseph lächelnd. Was habt Ihr denn so Schönes in Eurem Topfe?

Der Mann hatte aufgehört zu lachen, und warf finstere Blicke auf die beiden wohlgekleideten Fremden hin. Seid Ihr hieher gekommen, um uns zu verspotten? fragte er. Vornehme und geputzte Leute wie Ihr, treten nicht in guter Absicht zu armen Leuten ein.

Kommt Ihr, um Euch an dem Elend verhungernder Menschen zu weiden, dann geht in die Stube vorn, da findet Ihr, was das Herz der Reichen erlaben kann!

Nein, mein Freund, sagte der Kaiser mild. Wir sind gekommen, um uns bei Dir auszuruhen, um Dich zu bitten, daß Du uns Theil nehmen läßt an Deinem Mahl.

Der Mann brach wieder in sein lautes spöttisches Lachen aus. Theil nehmen wollt Ihr an meinem Mahl! rief er höhnisch. Wißt Ihr denn, was es ist, das da in meinem Topfe brodelt. Es ist Erde und Wasser!

Erde und Wasser? wiederholte der Kaiser entsetzt.

Der Bauer nickte. Ja, sagte er, ich will's einmal versuchen, ob man nicht daraus eine Suppe brauen kann. Die Erde hat doch sonst soviel Kraft gehabt, daß sie Korn wachsen ließ, sie wird doch jetzt noch so viel Kraft haben, eine Suppe aus ihr zu kochen? Wir haben seit vier Tagen nichts Warmes gegessen. Nur noch etwas Brod, das wir uns von Kleie und Mehlstaub gebacken hatten. Aber vorgestern ist das zu Ende gegangen, und da traf's sich recht glücklich, daß wir gestern in unsern Garten hinterm Hause gingen, um

uns an der Sonne zu wärmen. Im Garten wächst so schönes, grünes Gras, und weil wir denn nichts Besseres hatten, haben wir es gemacht, wie die Kühe und Schafe, wir haben von dem schönen frischen Grase gegessen!

Oh, oh, ächzte der Kaiser, ich muß das hören, und kann nicht helfen!

Aber es scheint, fuhr der Mann wie zu sich selber sprechend, düster fort, es scheint, daß die Kühe und die Schafe doch viel glücklicher d'ran sind, wie die Menschen, und daß Gott sie mehr liebt. Ihnen schmeckt das Gras, und sie werden stark und fett darnach, während es uns krank und elend gemacht hat, ach so krank, so krank, daß es ein himmlisches Glück sein müßte, zu sterben. Aber es stirbt sich nicht so leicht, und also muß man das Leben von der lustigen Seite betrachten, es stirbt sich nicht so leicht, und also koche ich mir Suppe aus Wasser und Erde. Heisa, lustig, es wird ein kostbares Abendessen sein, denn in der Erde ist die Kraft und der Segen Gottes! Hurrah, meine Suppe ist fertig!

Er schwenkte die Arme hoch empor, und nahm dann mit einem lauten Lachen den Topf vom Feuer, um dessen Inhalt auf die große irdene Schüssel zu gießen, die da auf dem Küchentisch stand.

Nun, sagte er mit einem hämischen Grinsen, auf die schwarze, dampfende Masse zeigend, wollen die vornehmen Herren noch Theil nehmen an meinem Abendbrod?

Ich, sagte der Kaiser ernst, ich will Theil nehmen an Eurem Abendbrod!

Er schritt rasch zu dem Tisch hin, und nahm den gefüllten Löffel, welchen der Bauer ihm mit einem ernsten und feierlichen Gesicht darreichte.

Bleich vor Aufregung und Kummer führte der Kaiser den Löffel zum Munde und kostete. Dann reichte er mit einem Blick tiefen Kummers den Löffel an Lacy hin.

Lacy, sagte er, koste das! Es ist der Tod, welcher das gebraut hat. Oh und es sind Menschen, welche das essen wollen!

Und während er so sprach, rannen helle Thränen über die Wangen des Kaisers nieder; er bedeckte sein Gesicht mit seinen Händen und weinte laut.

Ja, es sind Menschen, sagte der Bauer trübe. Aber Gott hat sein Antlitz von ihnen gewendet. Er hat sich des Viehes erbarmt, und es ist gestorben, aber die Menschen läßt er leben in ihrem Jammer! Er erlaubt dem Tod nicht, daß er sie erlöse!

Aber wie war's nur möglich, daß dies furchtbare Elend über Euch kam? fragte Lacy. Die Mißernten allein können nicht so furchtbaren Jammer verursachen! Habt Ihr denn nicht Euer Korn ausgesäet?

Der Bauer lachte laut auf. Säet einmal Korn, wenn Ihr nichts habt! sagte er. Im vorigen Jahr, ja, da hatten wir noch ein wenig Korn, und wir vertrauten unser letztes der Erde an. Dachten, sie würde Mitleid haben, und Gott im Himmel würde seinen Segen dazu sprechen. Aber er sprach nur seinen Fluch, und das Korn mißrieth zum zweitenmal, und da kam der Hunger und heulte wie eine Hyäne durch die Dörfer hin, und wer es konnte, der entfloh vor ihr, und wer da bleiben mußte, dem sog sie das Blut aus der Brust und zerfleischte ihn. Viele auch hier aus unserm Dorf sind ausgewandert, und die zurückgebliebenen sind krank, sehr krank.

Und sorgt denn Niemand für die, welche zurückgeblieben sind? Habt Ihr keinen Gutsherrn, der etwas für Euch thun kann?

Wir haben keinen Gutsherrn, sind freie Bauern, sagte der Mann mit einem Anfluge von Stolz.

Ich meinte doch, ich hätte ein Schloß gesehen, ganz nahe hier bei? sagte Lacy.

Freilich wohl. Es ist das Schloß des Freiherrn von Weisach. Ihm gehört die ganze Gegend, aber wir sind doch freie Bauern, wir zahlten unsern Zehnten, und thaten unsere Arbeit so lange wir konnten. Aber jetzt ist Alles vorbei, Alles!

Und laut aufächzend vor Erschöpfung sank der Mann auf den hölzernen Schemel nieder.

Der Freiherr thut nichts für Euch? fragte Lacy.

Warum sollte er es? fragte der Mann mühsam aufblickend, wir zahlen keinen Zehnten mehr, und er kann nichts mehr an uns verdienen. Oh er hat sehr viel verdient an den armen Bauern, er verdient noch immer fort. Er wird ein steinreicher Mann werden. Gewiß bittet er Gott täglich, daß die Noth recht lange dauern möchte, damit er an ihr verdienen kann. Und der Herr wird sein Gebet erhören, denn er hält es mit den vornehmen Leuten, und Denen, welche haben, denen giebt er!

Aber wie kann denn der Gutsherr an der Armuth und der Noth verdienen? fragte Lacy. Wie kann er reich werden, da die Bauern nicht mehr für ihn arbeiten können?

Aber wir haben doch für ihn gearbeitet, Herr, und unsere Arbeit hat ihm viel Nutzen gebracht. Die

Kornfelder auf seinem Gute schaukelten sich hin und her wie flüssiges Gold, und wer sie ansah, dem hüpfte das Herz vor Freude. Vor drei Jahren hat er so viel Korn gebaut, daß die Scheuern es nicht fassen konnten und er es auf dem Felde unter großen Strohdächern bergen mußte. Und vor zwei Jahren, als der Mißwachs des Korns anfing, da war der Freiherr von Weisach allein der Glückliche, der noch eine ziemlich gute Ernte hatte. Das macht, er hatte die tüchtigsten Bauern weit in der Runde, und sein Acker war immer am Besten bestellt. In diesem Jahr freilich ist's ihm auch ergangen wie allen Uebrigen, die Ernte hat kaum das ausgesäete Korn wieder gegeben, aber ihm schadet's nicht, er kann kaum verbraucht haben, was auf den Kornmiethen auf den Feldern von vor drei Jahren aufgestapelt stand, und seine Scheuern müssen reich gefüllt sein.

Wie aber kann denn Noth hier herrschen, wenn Korn in den Scheuern ist? fragte der Kaiser, welcher dem Gespräch mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört hatte.

Das ist eine Frage, die Eurem Kopf nicht viel Ehre macht, Herr, rief der Bauer laut auflachend. Gerade weil die, welche Korn in den Scheuern haben, es drin

behalten, und es nicht auf den Markt liefern, gerade deshalb ist die Noth so groß.

Aber ist nicht ein Gesetz erschienen, welches den Bauern, Gutsbesitzern und Kornhändlern befiehlt, alles Korn, das sie aufgelagert haben, zum Verkaufe zu bringen?

Gesetze sind da, damit die armen Leute nach ihnen gestraft werden, und die Reichen sie umgehen können, sagte der Bauer düster. Wenn die reichen Leute sagen, sie haben kein Korn mehr zum Verkauf, so wird's ihnen geglaubt.

Und Ihr glaubt, daß der Freiherr von Weisach noch Korn besitzt?

Der Bauer nickte. Ich weiß es, weiß, daß er große Vorräthe hat, und wenn die Zeit da ist, wird er sie auf den Markt bringen.

Aber wann ist die Zeit da?

Die Zeit ist da, wenn die Verzweiflung so hoch gestiegen ist, daß Jeder sein letztes Hab und Gut hingeben wird für ein Laib Brod, wenn ein Sack voll Mehl mit Gold aufgewogen und Keiner mehr murren wird, wenn er für den Strich Korn wohl funfzig Gulden zahlen muß. Wenn's so weit ist, dann wird der Freiherr von Weisach und seine vornehmen Nachbarn,

dann werden alle diese Herren ihre Scheuern öffnen, um ihr Korn in Gold umzuwandeln. Jetzt ist das Korn noch zu wohlfeil für sie, viel zu wohlfeil! Kostet ja erst siebzehn und zwanzig Gulden der Strich! Im vorigen Jahr, als der Strich nur noch sechs Gulden kostete, da meinte der arme Mann schon verzagen zu müssen, und der reiche Gutsherr schickte sein Korn in's Ausland, wo auch schlechte Ernte gewesen und wo er für den Strich acht Gulden bekam. In diesem Jahr aber wird er sich wohl hüten, das zu thun, denn er hat so gut speculirt, daß das Korn im Inland drei Mal so theuer geworden ist, wie da draußen jenseits der Grenze*)! — Aber jetzt ist's genug der Fragen und des Geredes! Laßt mich in Ruhe, und wenn Ihr nichts Besseres thun könnt als schwatzen, so geht und laßt mich meine Suppe essen!

Könntet Ihr Euch Brod und Fleisch verschaffen, wenn Ihr Geld dazu hättet? fragte der Kaiser milde.

Für Geld, Herr, kann man sich Alles verschaffen, sagte der Bauer, in dessen Antlitz ein Strahl der Hoffnung aufflammte. Für Geld würde mir die Wirth-

*) Groß-Hoffinger. Lebens- und Regierungsgeschichte Josephs II. Th. I. S. 138. folgd. — Carl Ramshorn: Kaiser Joseph II. und seine Zeit. S. 90.

schafterin des Freiherrn Brod und Semmel, und Fleisch, — oh es ist wundervoll nur daran zu denken, was man Alles haben kann für Geld.

So geht, und holt Euch, was Ihr haben könnt, sagte der Kaiser, einige Goldstücke auf den Tisch legend. In einigen Stunden werde ich kommen, oder Jemand hieher senden, Euch weitere Hülfe zu bringen!

Der Bauer hatte sich mit einem Aufschrei des Entzückens über die Goldstücke geworfen, und betrachtete sie mit gierigen Blicken.

Er hörte gar nicht auf den Abschiedsgruß der beiden Herren, sah gar nicht, wie sie hinausgingen aus seiner Küche. Jubelnd vor Freude, lachend und weinend durcheinander, stürzte er vorwärts, um seiner ächzenden Frau und seinen sterbenden Kindern zu erzählen, daß die Noth jetzt beendet sei, und daß er hingehen, und ihnen Brod und stärkende Nahrung holen würde.

Draußen aber vor der Hütte stand der Kaiser mit dem Feldmarschall Lacy. Mein Gott, mein Gott, murmelte er leise, und ich glaubte das Recht zu haben, mich unglücklich zu fühlen und traurig zu sein! Was ist geistiges Leid solch tiefem physischen Jammer gegenüber. Kommen Sie, Lacy, kommen Sie! Wir müssen handeln, wir müssen den Leidenden hülfreich sein! Die

Stunde der Vergeltung ist da, und beim ewigen Gott, sie soll die Schuldigen treffen!

Wohin wollen Ew. Majestät? fragte Lacy erstaunt, als der Kaiser, statt den Rückweg durch das Dorf anzutreten, sich nach der andern Seite hinwandte.

Dahin will ich! sagte der Kaiser, seine Hand drohend gegen das Schloß emporhebend, dessen lange Fensterreihen jetzt bei der allmählig hereinbrechenden Dunkelheit wie Gold erglänzten. Mitten in seinem Feste will ich den Verbrecher überraschen, und meine Hand soll den Kornwucherer strafen wie er es verdient.

Aber die Aussage eines unglücklichen Bauern wird nicht genügend sein, Sire, um diesen Herrn nicht blos anzuklagen, sondern zu verurtheilen. Es bedarf der Beweise, Majestät!

Sie haben Recht, sagte der Kaiser. Es bedarf der Beweise, um diesen Ehrlosen zur Verantwortung zu ziehen. Nun denn, ich werde mir diese Beweise zu schaffen suchen, und das sogleich!

Ew. Majestät wollten selbst —

Ich will thun, was meine Pflicht ist. Ich will sorgen für mein unglückliches, hungerndes Volk. Das ist meine heiligste Menschenpflicht, und da ich früher Mensch als Kaiser war, so muß die Menschenpflicht mir

auch die heiligste sein! Ich werde zu diesem Freiherrn hingehen, oh, mein Plan steht schon ganz fertig da in meinem Kopf, und er bedarf nur noch der Ausführung. Ich werde zu diesen Leuten gehen, als einer der ihren. Da es scheint, als wenn er ein Fest giebt, so werden mehrere seiner Gesinnungsgenossen wohl bei ihm versammelt sein. Ich werde sie Alle kennen und beurtheilen lernen, ich werde Beweise ihrer Schuld sammeln, Lacy. Kein Wort weiter jetzt! Wir wollen handeln!

Ew. Majestät setzen sich einer Gefahr aus, sagte Lacy, ich bitte also um die Gnade, Sie begleiten zu dürfen.

Sie werden mir nachkommen, Lacy, zuerst gehe ich allein. Während der Zeit werden Sie die Güte haben, den Weg, den wir gekommen, zurückzugehen, und dann mit Rosenberg den Wagen zu besteigen, und gerade hieher zu fahren zum Schloß. Dort angekommen, fragen Sie nach mir, und lassen mir melden, daß mein Wagen wieder fertig sei, und wir weiter fahren könnten. Günther soll mit den Dienern bei den unglücklichen Leuten zurückbleiben, und wenn der Proviantwagen aus Prag ankommt, ehe wir zur Stelle sind, soll ein Lakay aufsitzen, und uns hier auf's Schloß die Nachricht bringen!

Ich soll, wenn wir mit dem Wagen ankommen, Sire, gradezu nach Sr. Majestät dem Kaiser fragen?

Nicht doch! Sie wissen ja, der Kaiser reist mit seinem Hofstaat auf der großen Straße nach Prag, und Niemand weiß von dieser kleinen Excursion, die wir hier auf der Nebenstraße machen. Oh ich bin überzeugt, meinem Wagen und meinem Hofstaat wird nicht die Hälfte von dem Elend begegnen, das wir hier entdeckt haben. Man wird dort wohl einige officielle Lumpen und Fetzen gefunden haben, um den Jammer ein wenig aufzuschminken, der sich hier ganz todesblaß und nackt uns zeigt. Nein, Lacy, wenn Sie mit meinem Wagen kommen, fragen Sie nicht nach dem Kaiser, sondern nach dem Baron von Josephi. Leben Sie wohl, Lacy, und kommen Sie bald nach!

III.

Die vornehmen Kornwucherer.

Die Säle des Freiherrn von Weisach strahlten im Glanz der Kerzen, die sich tausendfach brachen in den hohen venetianischen Spiegeln, welche in ihren breiten, vergoldeten und künstlich geschnörkelten Rahmen ringsum an den Wänden hingen, und zwischen denen man in eben so schönen Rahmen die ernsten Gestalten der Ahnen des reichsfreiherrlichen Hauses erblickte. In dem größten der Säle befand sich eine lange Speisetafel, geschmückt mit silbernen Aufsätzen, mit silbernen Vasen voll duftender Blumen, mit Krystallschalen voll köstlicher ausländischer Früchte, und in Schüsseln und Flaschen Alles das, was den Gaumen reizen und die Sinne erfreuen kann, und was nothwendig ist, um ein gutes Diner herzustellen. Um die Tafel her saß eine glänzende Gesellschaft von Herren und Damen in der

heitersten und angeregtesten Stimmung. Man befand sich seit vier Stunden bereits an der Tafel. Daß die Speisen auserlesen, und die Weine vorzüglich gewesen, das las man auf den glühenden und zufriedenen Gesichtern der Herren, und ein Wiederschein dieser Zufriedenheit glänzte in den schönen, sanftgerötheten Gesichtern der Damen, die mit unendlicher Genauigkeit Eine die Toilette der Andern gemustert, indem Jede die Genugthuung empfangen, daß ihre Toilette die modernste und geschmackvollste, ihre Diamanten die schönsten und kostbarsten seien.

Man war jetzt beim Dessert angelangt, und die heitere Stimmung hatte den höchsten Aufschwung genommen. Die Herren begannen jene erhabenen blumigen Toaste zu sprechen, wie sie der duftende Wein aus den erhitzten Köpfen aufblühen läßt, und die reicher an schönen und hochtrabenden Worten, als an tiefen oder erhabenen Gedanken zu sein pflegen.

Der Freiherr von Weisach hatte eben einen begeisterten Toast zum Lobe der Damen zu Ende gebracht, den die Herren mit Jubel aufnahmen, und sich beeiferten, Jeder in halblautem Geflüster seiner Nachbarin das zu ergänzen, was der Freiherr gesprochen hatte, als der erste Kammerdiener des Freiherrn sich dem-

selben näherte, und ihm leise etwas zuflüsterte. Alsdann wandte der Freiherr sich lächelnd wieder seiner Gesellschaft zu. Meine Damen und Herren, sagte er, Ihrer Entscheidung übergebe ich das, was mir mein Kammerdiener berichtet. Es ist soeben ein Herr in's Schloß gekommen, der erzählt, er sei mit seinem Wagen auf der Landstraße verunglückt, und bittet, sich hier ausruhen zu dürfen, bis sein Wagen, an dem seine Diener arbeiten, ihn hier abhole. Wollen Sie ihm erlauben, meine Herrschaften, hier einzutreten, und eine Stunde bei uns zu verweilen?

Zuerst muß mir mein Herr Gemahl aber erlauben, seiner Gastfreundschaft eine Frage vorzulegen! sagte die Freiherrin von Weisach, welche ihrem Gemahl gegenüber an der Tafel thronte. Eine Frage im Namen aller hier anwesenden Damen! Ist der Fremde, der sich so sans façon in unsere Gesellschaft drängen möchte, auch solcher Ehre werth? Verdient er es, in solch auserlesenem Kreis erscheinen zu dürfen? Mit einem Wort, ist er von Adel?

Er hat sich melden lassen als ein Baron von Josephi, sagte der Freiherr ernst.

Das ist, so viel ich weiß, eine alte ungarische Familie, sagte einer der Herren feierlich.

Dann, mein Gemahl, bitte ich für diesen Herrn, rief die Freiherrin lächelnd. Ich hoffe, die Damen sind mit mir einverstanden, der Fremde darf eintreten?

Die Damen gaben lächelnd ihre Zustimmung, und der Freiherr erhob sich, um den Fremden aus einem der Nebenzimmer in den Saal zu führen.

Der Baron von Josephi! rief der Freiherr, den Fremden zu seiner Gemahlin führend; sie empfing ihn mit einem freundlichen Lächeln, und alle die glänzenden Augen der Damen, die ernsten, stechenden Blicke der Herren richteten sich jetzt mit forschender Neugierde auf diesen Fremden hin, der mit vollkommener Unbefangenheit, mit lächelndem Gleichmuth in diese so glänzende, so auserlesene Gesellschaft eintrat, und dessen Manieren so ganz den Mann von Welt und feiner Tournure bekundeten.

Mit einer vollkommenen Unbefangenheit nahm er den Platz neben der Freiherrin ein, und als er jetzt seine großen blauen Augen über die Gesellschaft hinschweifen ließ, schien er nicht mehr der Geprüfte, sondern der Prüfende zu sein. Mit einem ernsten, fast strengen Ausdrucke verweilte sein Blick auf jedem der Herren, als wolle er sich ihre Züge tief in sein Gedächtniß einprägen, um sie nie wieder zu vergessen, und

vor diesen seltsamen, strengen und gebieterischen Blicken senkte sich, einer ihnen selber unerklärlichen Befangenheit nachgebend, hier und da manches Auge, fühlte sich manches Herz geängstigt und beklommen.

Ich weiß nicht, flüsterte einer der Herren seiner Nachbarin zu, mir kommt dieser Herr gar seltsam bekannt vor. Ich meine, ich müßte ihn schon einmal irgendwo gesehen haben.

Er hat wundervolle Augen, sagte die Dame lächelnd, und ich meinestheils finde, daß ich noch niemals so schöne Augen gesehen habe! Auch hat er sehr noble und feine Manieren. Er ist gewiß sehr viel am Hofe gewesen, denn nur dort bildet sich ein echter Cavalier!

Das heißt mit andern Worten, meine Gnädigste, sagte der Herr erglühend, Sie finden, daß wir Alle hier keine Cavaliere sind, denn Sie wissen, daß wir Alle es vorziehen, König oder Kaiser auf unserm eigenen Grund und Boden zu sein, statt am Hofe uns zu bücken und zu scharwenzeln, und der allerunterthänigste Knecht zu sein. Sie finden —

Still, unterbrach ihn die Dame, hören wir doch, was der Baron sagt!

Ich bin Ihnen wahrlich zu unendlichem Dank verpflichtet, sagte der Baron von Josephi eben mit lauter

Stimme zu der Freiherrin von Weisach. Seit den drei Tagen, daß ich dieses unglückliche Böhmenland durchreise, ist mir nichts als Jammer und Noth, als Elend und Verzweiflung begegnet. Ueberall sieht man Sterbende, Verhungernde; ganz Böhmen schien mir ein großes Leichenhaus zu sein, und ich plagte mich schon mit ganz melancholischen Todesgedanken. Ihre heiteren Gesichter, und diese glänzende, reichbesetzte Tafel heitert mich wieder auf, und belehrt mich, daß es doch auch in Böhmen noch glückliche und zufriedene Leute giebt, und daß man nicht überall hungert, sondern auch hier noch in heiterer Weisheit das Leben zu genießen versteht.

Wären wir nicht auch Thoren, wenn wir's nicht thäten? fragte der Freiherr von Weisach lachend. Was kümmert uns das Elend da draußen! Man muß nur seine eigene Thür sorgsam bewachen, daß es nicht da eindringt, und sich an unserm eigenen Heerde niederläßt, und davon sind wir Alle, Gott sei Dank, noch ziemlich fern!

Da sieht man also, wie die Welt immer übertreibt, rief der Baron Josephi lächelnd. Ganz schauderhafte und haarsträubende Berichte von dem Elend in Böhmen sind nach Wien gesandt, so daß der Kaiser Joseph sich selber aufgemacht hat, dieses Elend zu schauen. Ich

begegnete dem Kaiser heute früh kurz vor Budweis. Er sah ziemlich niedergeschlagen aus.

Und bei Gott, er hat auch Grund dazu, rief einer der Herren, denn er wird finden, daß er hier nichts zu helfen vermag, so sehr er auch immer Kaiser ist, und daß er weit besser gethan hätte, in Wien zu bleiben, und es den Behörden hier zu überlassen, dieses wahnsinnige, heulende und schreiende Volk in Zucht und Ordnung zu halten.

Ja, er wird mit einer gewaltig langen Nase wieder abziehen müssen, dieser empfindsame kleine Kaiser, lachte ein Anderer. Wird finden, daß das Auftreten seines kaiserlichen Fußes doch nicht genügt, um Kornfelder aus der Erde zu stampfen, und dem heulenden Volke Brod zu geben! Und Brod ist ja das einzige, was dem Volk fehlt!

Und ich meinestheils finde gar nicht, daß dies ein so großes Unglück ist, sagte ein anderer Herr achselzuckend. Ein hungerndes Volk ist am leichtesten zu regieren, und denkt nicht mehr daran zu murren und zu revoltiren.

Ah, wenn die Herren von Politik sprechen wollen, da ist es für die Damen Zeit, sich zurückzuziehen, sagte die Freiherrin, sich von ihrem Sitz erhebend. Kommen

Sie, meine Damen, lassen Sie uns in den Salon gehen! Wir wollen dort die Herren zum Kaffee erwarten!

Die Herren erhoben sich, um die Damen zu begrüßen, und erst als die Letzte von ihnen den Saal verlassen hatte, nahmen die Herren ihre Plätze wieder ein.

Und jetzt, meine Herren, sagte der Baron von Josephi, jetzt, da wir mit unserm ernsten, politischen Geschwätz nicht mehr das Ohr der Damen belästigen, jetzt erlauben Sie mir, Ihnen ein Bekenntniß zu machen! Ich bin nicht durch Zufall hieher gekommen, und nicht, weil mein Wagen gebrochen ist, sondern es war mein freier Wille hieher zu kommen, und mich als Gast einzudrängen in diese ehrenwerthe Gesellschaft.

Und darf man wissen, welchem Umstande wir Ihren gütigen und schmeichelhaften Entschluß verdanken? fragte der Hausherr lächelnd.

Haben Sie die Güte, mir Gehör zu schenken, und Sie werden mich bald verstehen, sagte der Baron sich leicht verneigend. Sie haben, ganz im edlen Sinne der schönen Gastfreundschaft der Alten, mich nicht nach meinem Stand und meiner Heimath gefragt, erlauben Sie mir also, Sie darüber aufzuklären. Ich bin ein

Edelmann aus Mähren, und dort besitze ich einige Güter. Der Graf Hoditz auf Roswaldau ist mein Nachbar.

Dann also haben Sie viel zu leiden gehabt, sagte der Freiherr theilnahmsvoll. Die Hungersnoth war nirgends größer, als in jener Gegend, wie man sagt.

Man hat die Wahrheit gesagt, mein Herr. Wir hatten viel Leid und Jammer, Hungersnoth und Hungertyphus, das arme Volk starb wie die Fliegen, es konnte sich durchaus nicht daran gewöhnen, Gras statt des Brodes zu essen!

Hier wollen es die dummen Bauern auch nicht erlernen, rief der Freiherr lachend. Das Volk ist ja so anspruchsvoll. Lebt doch ein Pferd der edelsten Race von Heu und Gras, warum sollte nicht ein Bauer von so gemeiner Race es können.

Es ist Vorurtheil, weiter nichts, sagte der Baron wegwerfend, und ich bin der Meinung, daß man dem gemeinen Mann solches Vorurtheil abgewöhnen muß. Ich habe daher auch keine Rücksicht genommen auf das Heulen und Schreien der Leute; ich bin immer der Meinung gewesen, daß das Volk schauspielert und sich verstellt; ich traue dem Geweimere nicht, und habe mich niemals davon rühren lassen!

Und gewiß hat der Herr Baron daran Recht gethan, sagte einer der Herren mit einem wohlgefälligen Kopfnicken. Das Volk ist weichlich und faul, und wenn man sich von seinen albernen Klagen bethören lassen wollte, würde man bald ebenso arm und hülflos sein, wie der gemeinste Bauer. Ein hungriges Volk ist ein gehorsames Volk!

Und außerdem, was liegt daran, sagte ein Anderer, wenn bei dem Versuch, sich an den Hunger zu gewöhnen, ein paar Tausend von dem Volk sterben. Die Welt wird dadurch nicht unglücklicher und auch nicht menschenleerer, denn das Volk vermehrt sich wie die Erdäpfel.

Sie sagten also, Herr Baron, Sie hätten keine Rücksicht genommen auf das Brotgeschrei Ihrer Leute? fragte der Freiherr, sich wieder an den Baron wendend.

Ich machte es wie Odysseus, meine Herren, ich verstopfte meine Ohren mit Wachs, um nicht von dem Syrenengesang verlockt zu werden.

Ein schöner Syrenengesang das, lachten die Herren, eine Jammermelodie mit dem Text: Brot! Brot! Noth! Noth!

Ah, Sie haben also dieses Lied auch schon vernommen,

rief der Baron lachend. Es ist auch schon vor Ihren Thüren erklungen.

Ja, aber wir haben es auch gemacht, wie der Herr Baron, wir haben unsere Ohren mit Wachs verstopft, und nichts gehört.

Die Folge davon ist gewesen, sagte der Baron, daß auch mein Kornboden nichts gehört hat, und daß auch meine Speicher gut gefüllt sind. Jetzt aber hat mein Kornboden dieses Geschrei hier in Böhmen gehört, und ich bin gewillt, meine Speicher zu öffnen. Ich beabsichtigte nach Prag zu gehen, und dort mit mir wohlbekannten Speculanten zu verhandeln, aber die Noth, der ich hier begegnet bin, hat mein Herz gerührt; Herr Freiherr von Weisach, ich beklage Sie, nirgends ist der Jammer nnd das Elend so groß, als in Ihrer Gegend. Hundert arme Leute liegen unfern Ihres Dorfes auf der Landstraße.

Ich weiß es, sagte der Baron, es ist elendes Bettelvolk, das nichts thun und nichts verdienen mag, und auf das allgemeine Mitleid speculirt. Sie sind aus dem Erzgebirge herniedergestiegen, und musiciren mit ihrem Jammer durch das ganze Land hin; sie profitiren von der allgemeinen Noth, um zu sagen, daß sie im Begriff sind, Hungers zu sterben. Ich habe sie durch

meine Büttel aus dem Dorf treiben lassen, die elenden Bettler.

Aber auch in Ihrem Dorf ist die Noth entsetzlich, sagte der Baron Josephi. Es ist wie ein einziger, großer Kirchhof, auf dem zur Geisterstunde bleiche Schattengestalten herumwandeln.

Sind Sie nur hiehergekommen, mein Herr, um mir das zu sagen? rief der Freiherr mit gerunzelter Stirn. Die Mühe hätten Sie Sich sparen können, denn ich weiß das!

Nein, ich bin hieher gekommen, um Ihnen meine Hülfe anzubieten, sagte der Baron freundlich. Diese furchtbare Noth hier hat mein Herz gerührt. Ihre Bauern sterben vor Hunger, Ihre Felder sind unbebaut, weil die Bauern kein Korn zur Aussaat haben. Nicht aus Mitleid mit dem Bauer, sondern aus Mitleid mit Ihnen will ich Ihnen helfen. Die Gesundheit des Bauern ist der Reichthum des Edelmannes. Herr Freiherr von Weisach, Sie haben Mangel an Korn, die Hungersnoth heult vor den Hütten Ihrer Bauern, ich habe Ueberfluß an Korn und meine Bauern sind schon todt. Ich biete Ihnen also mein Korn an.

Das heißt, Sie wollen es mir verkaufen? fragte der Freiherr mit einem feinen Lächeln.

Ja, das will ich, und wenn Sie wollen, sogleich! Ich weiß wohl, daß ich vielleicht das Doppelte verdienen könnte, wenn ich mein Korn noch vierzehn Tage zurückhielte, bis die Noth noch höher gestiegen ist, aber ich habe ein Herz, das sehr zum Mitleid geneigt ist, und also, Herr von Weisach, ich biete Ihnen mein Korn an!

Und wie hoch der Strich? fragte der Freiherr.

Zwanzig Gulden der Strich! Sie werden finden, daß das ein sehr mäßiger Preis ist.

Ja, wahrhaftig ein sehr mäßiger Preis! rief der Freiherr mit einem lauten Lachen, in das die übrigen Herren fröhlich mit einstimmten. Und Sie meinen, ich sollte Ihr Korn kaufen, um für meine Bauern Brot daraus zu backen? Aber ein Brod von solchem Korn wäre ja mit Gold aufzuwiegen, und meine Bauern besitzen kein Gold.

Oh, Sie sind ein großmüthiger Edelmann, und würden Ihren Bauern gewiß gern das Brot umsonst bewilligen!

Haben Sie selber das gethan? rief der Freiherr höhnisch. Sagten Sie uns nicht, daß Ihre Bauern verhungert sind, während doch Ihre Kornböden wohl gefüllt waren? Nun denn, mein Herr Baron, ich bedarf Ihres Korns nicht, denn auch ich leide keinen

Mangel daran, und wenn wir erst so weit gelangt sind, daß der Strich Korn wirklich mit zwanzig Gulden bezahlt wird, nun dann werde auch ich menschenfreundlich genug sein, meine Kornböden zu öffnen und mein Korn zu verkaufen!

Und indem der Freiherr so sprach, füllte er den Krystallbecher, der vor ihm stand, bis zum Rande mit Wein und leerte ihn auf einen Zug.

Ah, es beliebt Ihnen zu scherzen, sagte der Baron achselzuckend. Wie sollte es möglich sein, daß Sie allein von dieser allgemeinen Noth ausgeschlossen blieben?

Wer zur rechten Zeit haushält und spart, ist gesichert, wenn die Noth kommt, sagte der Freiherr, dessen Antlitz glühte von dem übermäßigen Weingenuß. Ich sage Ihnen, ich bedarf Ihres Korns nicht, denn ich habe selbst genug davon, und wenn die rechte Zeit gekommen ist, werde ich eben so klug sein, wie Sie, mein Herr, und werde mein Korn verkaufen.

Sie sollten das indeß nicht so laut sagen, mein Herr, sagte der Baron. Sie wissen doch, daß der Kaiser einen strengen Befehl hat ergehen lassen, daß alle Kornbesitzer der Regierung in Prag angeben sollen, wie viel Korn sie haben, damit die Regierung es ihnen zu einem ziemlich hohen Preise abkaufen kann.

Ein Narr, wer diesem Befehl des Kaisers gehorchen wollte, rief der Freiherr mit schwerer Zunge. Der Kaiser ist nicht Herr unsers Willens und unsers Kornbodens. Auf seinem Dorfe ist der Edelmann der Kaiser, und Gott verhüte, daß das jemals anders werden sollte!

Aber der Kaiser hat eigene Beamte ernannt, welche von Dorf zu Dorf reisen, und denen die Gutsherren ihre Scheuern öffnen, und ihre Kornvorräthe zeigen müssen.

Ja, sie sind auch bei mir gewesen, lachte der Freiherr, sie sind bei uns Allen gewesen, nicht wahr, meine Herren?

Ja, sie sind bei uns Allen gewesen, rief der Chorus dieser lachenden, weinglühenden Herren.

Aber sie haben nichts gefunden, fuhr der Freiherr lachend fort, nichts als ein paar hundert Gulden, die plötzlich in ihren Händen waren, sie wußten selbst nicht wie, und die bewirkten, daß die Herren Commissaire sich eiligst aus dem Staube machten. Ah, diese von dem volksfreundlichen Kaiser erfundenen Korn-Commissaire mögen sich bei Sr. Majestät bedanken, er hat sie zu reichen Leuten gemacht, sie haben auf ihren Wanderungen

kein Korn für das Volk, aber viel Gold für sich selber gefunden.*)

Eine dunkle Röthe flammte einen Moment in dem Antlitz des Barons auf, und ein Zittern durchflog seine ganze Gestalt. Seine Finger legten sich fester um das Weinglas, das er in seiner Rechten hielt, und der Athem ging schwer und keuchend aus seiner Brust hervor.

Niemand achtete indeß auf diese Aufregung des Fremden. Die vierstündigen Tafelfreuden, die feurigen Weine, die sie in so reichlichem Maße genossen, hatten die Augen der Herren getrübt, ihr Gehirn erhitzt und ihre Zungen geschwätzig gemacht. Das glänzende Diner allein war Schuld, daß der Freiherr von Weisach das Geheimniß, welches er sonst so sorgsam behütete, verrathen hatte, daß er einem Fremden den Besitz seines großen Kornvorraths zugestand.

Der Baron Josephi indeß unterdrückte mit der Kraft seines Willens seinen aufflammenden Zorn, und wandte sich wieder an den Schloßherrn.

Sie lehnen also meinen Antrag ab? fragte er.

Ich lehne ihn ab, lallte der Freiherr. Gott sei Dank, ich habe Korn genug.

---

*) Groß-Hoffinger I.

Nun denn, meine Herren, fuhr der Baron fort, indem seine Augen mit einem schnellen Blick sich auf die übrigen Herren richteten, nun dann, so biete ich Ihnen mein Korn an. Sie sind ohne Zweifel auch aus dieser Gegend, von welcher aus die meisten Jammerberichte gekommen sind, und Einige von Ihnen werden gewiß doch des Korns bedürfen.

Wir sind die Nachbarn des Freiherrn, sagte der nächste der Herren, und wir haben von seiner Weisheit profitirt. Ich glaube, ich darf Ihnen im Namen aller dieser Herren sagen, daß wir Ihr Anerbieten ablehnen. Wir bedürfen keines Korns!

Nein, wir bedürfen keines Korns! riefen die Herren insgesammt.

Sieben, es sind Ihrer sieben Herren! sagte der Baron, und keiner von Ihnen bedarf meines Korns?

Nein, keiner von uns sieben Edelleuten!

Von uns vornehmen Wucherern, wollen Sie sagen, rief der Baron mit donnernder Stimme, indem er sich von seinem Sitz erhob, und seine zornblitzenden Augen im Kreise der Herren umherflammten.

Was soll das heißen? rief der Freiherr entsetzt.

Das soll heißen, daß ich hier nicht sieben Edelleute, sondern sieben Mörder gefunden habe, rief der Baron

in edlem Zorn. Sieben ehrlose Wucherer, welche mit herzloser Grausamkeit den Jammer eines ganzen Volkes ausgebeutet haben, um sich zu bereichern, welche sich wie Blutegel an den kranken Böhmenleib gelegt, und sich vollgesogen haben von seinem Blut. Aber beim ewigen Gott, dieses Verbrechen soll gestraft, die Wucherer sollen gebrandmarkt werden, gleichviel, ob sie von niederer oder von hoher Geburt sind!

Während der Kaiser so sprach, hatten die Herren anfangs, gleichsam gelähmt von Erstaunen, stumm und unbeweglich da gesessen, aber allmälig begannen ihre Augen zu blitzen, schoß eine noch glühendere Röthe in ihre erhitzten Wangen, und von ihren Sitzen aufspringend, riefen sie mit drohendem Ton: wer wagt es, so zu uns zu sprechen! Mit welchem Recht kommen Sie hieher, uns zu beschimpfen?

Mit welchem Recht? rief der Kaiser mit so stolzer gebieterischer Stimme, und so zornflammenden Augen, daß die Herren unwillkührlich erbebten, und ihre drohend erhobenen Arme sinken ließen. Mit welchem Recht ich hieher komme? Nun, der Kaiser hat mir das Recht gegeben! Sie wissen ja, der kleine Kaiser hat ein empfindsames Herz, und er ist eigens nach Böhmen gekommen, um die Ursache kennen zu lernen, aus der die Noth und

das Elend seines Volkes entsprungen ist. Er hat Euch seine Commissaire gesandt, und Ihr habt sie bestochen, nun, da bleibt ihm nichts Anderes übrig, als sein eigener Commissair zu sein, und selber zu kommen!

Der Kaiser! Es ist der Kaiser! murmelten die Herren entsetzt durcheinander, indem sie mit trüben, glanzlosen Blicken auf Joseph hinschaueten, der glühend von edlem Zorn, stolz und hochaufgerichtet in ihrer Mitte stand, und dessen flammende Augen voll tiefer Verachtung diese plötzlich erblaßten und zitternden Herren betrachteten.

Auf einmal brach der Freiherr von Weisach in ein lautes Gelächter aus. Ah, sehen Sie, meine Herren, sagte er mit schwerer, lallender Zunge, sehen Sie, welch einen allerliebsten Spaß sich der Herr Baron von Josephi da gemacht hat. Will uns in Schrecken jagen, und uns einbilden, daß er der Kaiser sei. Merken Sie denn nicht, daß er uns bloß einen Schrecken einjagen, und sich rächen will, weil wir ihm sein Korn nicht abkaufen wollen?

Es ist wahr, der Freiherr hat Recht, riefen die Herren. Es ist ein allerliebster Spaß und —

Still Ihr Alle, unterbrach sie der Kaiser mit lauter

donnernder Stimme. Der Scherz ist vorüber, und die Stunde des Gerichts beginnt. Ich bin nach Böhmen gekommen, um mein Volk satt zu macheu, und ich werde es thun! Aber ich werde auch Diejenigen strafen, welche Brod hatten, und es dem hungrigen Volk nicht gaben, ich werde strenges Gericht halten über Diejenigen, welche gewagt sich meinen Befehlen zu widersetzen, und meine Commissaire durch Bestechung zum Schweigen zu bringen. Von heute an bin ich mein eigener Commissair, und bei Gott, mich werdet Ihr weder mit Euren Adelsdiplomen, noch mit Euren Titeln bestechen! Ich werde die Schuldigen strafen, wo ich sie finde, und der Pranger ist für jeden Verbrecher da!

Gnade, Majestät, Gnade, stammelte der Freiherr von Weisach, den der Schrecken plötzlich ernüchtert hatte, und dessen vorher so glühende Wangen jetz plötzlich leichenblaß geworden. Ew. Majestät werden uns nicht anrechnen, was der Wein aus uns gesprochen!

Ihr habt das Gewimmer von Tausenden vernommen, und es hat Euer Herz nicht gerührt, rief der Kaiser schmerzvoll. Das Geächze der Sterbenden, das Geschrei der Hungernden klingt wieder durch die Luft, und Ihr belauert mit versteinerten Herzen das Elend

und berechnet den Jammer, wann er Euch den höchsten Vortheil bringen könne. Wehe über Euch! Der Kornwucherer ist wie ein heimlicher Giftmischer, der im Dunkeln dahin schleicht, und langsam Tag für Tag mit dem Gift des Hungers seine Brüder ermordet, um sich an ihren Leichen zu bereichern! —

Majestät, es hat noch bis jetzt kein Gesetz gegeben, welches uns befiehlt, uns unsers Eigenthums zu entäußern, sagte einer der Herren mit fast grollendem Ton, kein Gesetz, welches einen Edelmann zum Verbrecher stempelt, wenn er behält, was Sein ist! Der böhmische Edelmann hat seine eigene Gerichtsbarkeit, und nur von dieser kann er gestraft und gerichtet werden!

Der böhmische Edelmann wird diese Stelle verlieren, so wahr ich der Kaiser bin! rief Joseph energisch. Gleich wie vor dem Thron Gottes sollen die Menschen sein vor dem irdischen Richter!

In diesem Moment öffnete sich die Thür, und die beiden Cavaliere des Kaisers traten ein.

Lacy, rief Joseph, den Beiden hastig entgegenschreitend, Lacy, Sie hatten Recht. Das Elend des armen Volkes ist nicht auf gewöhnlichem Wege entstanden, sehen Sie hier Einige von Denen, welche es gepflegt und groß gezogen, und das hungernde Volk in den

Tod gehetzt haben! Lacy, diese Herren haben Korn im Ueberfluß, und das Volk schreit nach Brod, draußen auf der Landstraße liegen hundert Menschen, welche dem Tode nahe sind vor Hunger, in den Hütten des Dorfes wüthet der Jammer und der Hungertyphus, und diese Herren fand ich hier schwelgend beim üppigen Mahl, und der Nothschrei des Volkes störte sie nicht bei ihrem glänzenden Fest!

Gnade, Majestät, Gnade, riefen auf einmal flehende Stimmen hinter Joseph, und als er sich umwandte, sah er die Damen, welche auf ihre Kniee niedergesunken, die gefaltenen Hände zu dem Kaiser emporhoben. Während der Kaiser mit Lacy gesprochen, hatte der Hausherr sich rasch in das Nebenzimmer begeben, und in der Angst seines Herzens die Damen zu seiner Hülfe herbeigerufen.

Der Kaiser runzelte die Stirn, und trat hastig einige Schritte zurück. Meine Damen, sagte er, es ist hier noch immer von Politik die Rede, und Sie sagten es selbst, vor der Politik müssen die Damen sich zurückziehen! Erheben Sie sich also, meine Damen, und ziehen Sie sich zurück!

Nein, Sire, lassen Sie mich so vor Ihnen liegen, rief die Dame des Hauses, die stolze Freiherrin von

Weisach mit flehender Stimme, lassen Sie mich Ihre Kniee umklammern, und für meinen Gemahl Ihre Gnade anflehen. Ich weiß nicht, was er gethan und verbrochen hat, aber ich weiß, daß unser edler Kaiser nicht Denjenigen strafen kann, unter dessen Dach er als Gast eingetreten ist, der ihn vertrauensvoll an seinen Tisch geladen hat. Ich weiß, daß der Kaiser viel zu erhaben denkt, um Diejenigen in's Verderben zu stürzen, welche ihm als dem Menschen vertrauten, nicht ahnend, daß Derjenige, welcher unter einem erborgten Namen zu ihnen eingetreten, daß das der Kaiser sei!

Ah, Madame, sagte der Kaiser lächelnd, es scheint, Sie wollen mir Vorwürfe machen, und Sie finden, ich müßte Ihnen dafür dankbar sein, daß Sie mir nach abgelegter Adelsprobe gestattet haben, in den Kreis dieser Edelleute einzutreten. Ich war vorher so glücklich, da im Nebenzimmer Ihre ernsten Erwägungen über meine Zulässigkeit zu vernehmen. Sie, Madame, haben mindestens in mir nicht dem Menschen vertraut, sondern nur das kleine Wörtchen von, welches ich vor meinen Namen gesetzt, hat mir Ihre Gnade erworben! Aber stehen Sie auf, meine Damen, ich bin ein Deutscher, und liebe nicht die spanische Sitte des Kniebeugens!

Sire, Gnade für meinen Gemahl! rief die Frei-

herrin, immer noch auf ihren Knieen liegend. Vergeben Sie es ihm, daß er mehr an seine Familie und den Glanz seines Hauses, als an die andern Menschen gedacht hat. Was er gethan, hat er doch nur gethan aus Liebe zu seinen Kindern, die er reich und angesehen machen wollte!

Ah, Madame, das nennen Sie Liebe! sagte der Kaiser mit einem spöttischen Lachen. Die Habsucht und den Wucher wollen Sie zu ehrwürdigen aristocratischen Familientugenden stempeln? Aber genug jetzt der Worte! Stehen Sie auf, ich will es! Indeß, Sie haben Recht, ich bin als Gast unter dieses Dach getreten, und der Herr von Josephi ist ein viel zu guter Edelmann, um diese Herren beim Kaiser anzuklagen. Er wird die Cavaliere nicht verrathen, er wird dem Kaiser nur die freudige Nachricht bringen, daß er das gefunden hat, was er suchte, daß Korn und Brod da ist für das verhungerte Volk, und dies allein wird der Kaiser hören wollen! Oeffnen Sie also Ihre Speicher, meine Herren! Lassen Sie überall in der Runde durch reitende Boten bekannt machen und ausrufen, daß Sie den armen Leuten, welche sich an Sie wenden, unentgeldlich Ihr Korn überlassen wollen, und daß diese nichts weiter zu thun haben, als Ihnen einen Empfangsschein auszu-

stellen, indem sie sich verpflichten, dieses Darlehen an Korn später in natura wieder abzuliefern*). Oh Sie werden sehen, diese Bekanntmachung wird wie ein Zauberwort wirken, die Kornvorräthe, welche Sie in großmüthiger Vorsorge für die äußersten Zeiten der Noth aufgespart haben, werden bald genug erschöpft sein, und das Volk wird Sie segnen als seine großmüthigen Wohlthäter! — Ja, meine Herren, Sie werden von heute an die Wohlthäter des Volkes werden, denn gelobt sei Gott, Sie haben Korn, und deshalb will ich heute Ihnen verzeihen; Ihre Zukunft möge Ihre Vergangenheit auslöschen!

Keiner von den Herren erwiederte ein Wort; mit düstern Mienen, mit niedergeschlagenen Augen standen sie dem Kaiser gegenüber, dessen große strahlende Augen unverwandt auf sie gerichtet waren.

Nun, sagte der Kaiser nach einer langen, peinlichen Pause, kein Wort des Dankes? Die Freude hat Sie stumm gemacht, wie ich sehe! Nun, ich begreife das, es ist gar ein so erhebendes Gefühl, der Wohlthäter der Unglücklichen zu sein, und Sie werden dies Gefühl von heute an in reichlichem Maße genießen. Sie werden

---

*) Groß-Hoffinger 1. S. 141.

die Hungrigen satt machen, und die Thränen der Unglücklichen trocknen. Schaaren von Nothleidenden werden zu Ihnen herstürzen, um aus Ihren gefüllten Kornspeichern sich das Leben und die Gesundheit zu holen. Es wird ein wahres Völkerwandern sein! Meine Commissaire sollen auch Theil daran nehmen, und damit sie diesmal nicht wieder das Geld in ihrer Hand mit dem Korn in Ihren Scheuern verwechseln, werde ich jedem Commissarius ein Commando Soldaten mitgeben, damit diese ihnen auf allen Edelhöfen die Mühe des Suchens erleichtern*). Aber auch Sie, Madame, fuhr der Kaiser fort, sich wieder an die Freiherrin von Weisach wendend, welche sich mit den Damen an die andere Seite des Gemaches zurückgezogen hatte, Sie werden auch Theil nehmen wollen an den Wohlthaten Ihres Gemahls! Ich will Ihnen ein Mittel dazu sagen! Sie haben heute ein Fest gegeben, und ohne Zweifel haben Sie ein so reichliches Mahl gehabt, daß von dem Ueberflusse Vieles noch übrig geblieben. Sie sollten also die armen Leute in Ihrem Dorf Theil nehmen lassen an Ihrem Fest. Guter Gott, das arme Volk ist wirklich wie der Lazarus, der von den Bro-

*) Groß-Hoffinger. I. S. 142.

samen sich nährt, die von des Reichen Tische fallen! Lassen Sie diese Brosamen heute ein wenig reichlich ausfallen, Madame, und der Lazarus wird Sie dafür segnen! Sie haben so viele Bediente, Madame, Sie sollten die Ueberreste Ihrer heutigen Tafel, und das, was diese Herren von dem schönen und edlen Wein übrig gelassen, in Körbe packen lassen, und mit den Körben Ihre Bedienten im Dorf von Haus zu Haus gehen lassen, um Ihre Gaben auszutheilen!

Ich werde thun, wie Ew. Majestät befehlen, sagte die Freiherrin mit zitternden Lippen und todesbleich vor innerem Zorne.

Ich bin davon überzeugt, fuhr der Kaiser lächelnd fort, aber da ich neugierig bin, und gern erfahren möchte, wie die armen Leute Ihre Wohlthaten aufgenommen haben, werde ich meinen Kammerdiener und zwei von meinen Lakayen senden, damit sie Ihre Bedienten begleiten, und mir nachher Bericht abstatten. Leben Sie wohl, meine Herren, ich muß Sie verlassen, denn ich habe da draußen auf der Landstraße eine Gesellschaft, welche ich zur Tafel geladen, und denen ich als Wirth die Honneurs machen muß. Aber da fällt mir ein, daß diese armen Leute wahrscheinlich noch nicht wissen, wo sie für diese Nacht ein Unterkommen finden sollen. Sie

erlauben mir wohl, Madame, daß ich sie in Ihrem Namen einlade hieher zu kommen, und es sich eine Nacht bei Ihnen gefallen zu lassen. Es werden sich gewiß in Ihrem stattlichen Schloß einige leere Räume finden, um diesen armen Wanderern eine Nachtruhe zu gewähren, und ihnen ein Lager zu geben, auf dem sie ihre ermatteten Glieder ausstrecken können! Nicht wahr, ich darf Ihnen meine edle Tafelrunde senden, und Sie werden ihr ein Nachtlager gewähren?

Ich werde thun, was Ew. Majestät befehlen, sagte die Freiherrin, in Thränen ausbrechend, und nicht mehr im Stande ihre innere Aufregung zu verbergen.

Der Kaiser nickte leicht mit dem Haupt, und sich nach seinen beiden Cavalieren umwendend, sagte er: kommen Sie, meine Freunde, unsere Boten aus Prag werden ohne Zweifel schon zurück sein, und meine Gäste werden uns mit Sehnsucht erwarten. Gehen wir also!

Mit einem leichten Kopfneigen schritt er an den Herren vorüber der Thür zu, aber plötzlich blieb er vor Einem derselben stehen. Ah, mein Herr, sagte er mit einem heitern Lachen, Sie sehen, dies Mal hat sich Ihre Weisheit doch geirrt. Es ist doch gut, daß der empfindsame kleine Kaiser nicht in Wien geblieben ist, denn das Auftreten seines kaiserlichen Fußes hat wirklich genügt,

um Kornfelder aus der Erde zu stampfen, und dem heulenden Volke Brod zu geben! Und was die gewaltig lange Nase anbetrifft, von der Sie meinten, daß der Kaiser mit ihr abziehen müßte, so haben Sie sich darin auch geirrt, denn der Kaiser überläßt die lange Nase diesen Herren hier, und ich finde, daß sie Ihnen Allen ganz vortrefflich steht!

IV.

Der Kaiser in der Judenstadt zu Prag.

Der Kaiser hatte Recht gehabt. Das Auftreten seines Fußes hatte genügt, um Kornfelder aus der Erde zu stampfen, und dem hungernden Volke von Böhmen Brot zu geben. Wie ein Wunder wirkte seine Gegenwart, überall thaten auf einmal die Speicher sich auf, verschwand wie vor einem göttlichen Machtwort die fürchterliche Noth. Begleitet von einem Commando Soldaten, zogen die kaiserlichen Commissarien von einem Gutshof zum andern, von einem Getreidehändler zum andern, um diese Alle aufzufordern und anzuhalten, ihre Kornvorräthe anzugeben, und dieselben, mit Ausnahme des nöthigen Saatkorns, der Regierung für einen festgesetzten geringen Preis zur Vertheilung an die Hülfsbedürftigen zu senden. Diese Maßregel, welche Denen, die ihr Korn hergeben mußten, als eine harte Tyrannei

und eine grausame Willkür erschien, Denen, welche das Korn empfingen, eine Wohlthat und ein Segen für das allgemeine Wohl däuchte, machte schnell der ungeheuren Noth ein Ende.

Zudem langten die Kornvorräthe an, welche Joseph aus dem getreidereichen Ungarn verschrieben hatte; mit diesen ließ der Kaiser die ausgeleerten kaiserlichen Magazine füllen, und dasselbe Denen für niedern Preis verabfolgen, welchen das Korn zur Aussaat für die nächste Ernte fehlte. Und damit auch dem armen Volk in den Städten eine besondere Erleichterung verschafft werde, befahl der Kaiser die allgemeinen Steuern zu verringern, und gab aus seinen eigenen Mitteln zwei Millionen Gulden her, um damit die Unglücklichen zu unterstützen, den Armen zu helfen, den Herabgekommenen beizustehen, daß sie sich wieder aufrichteten, und ihre Geschäfte, ihre Arbeiten wieder aufnähmen.

Aber während so dem leidenden Volke Trost und Linderung ward, während die Wohlthaten und die rege Fürsorge des Kaisers den Jammer verstummen machten, während Prag, diese seit einem langen, fürchterlichen Jahre von Krankheit, Hunger und Elend heimgesuchte Stadt, allmälig wieder sich aufzurichten und zu erholen begann, gab es doch da inmitten dieser Stadt eine

Stelle, wohin noch kein Strahl der Hoffnung gedrungen war, über der noch die düstere Wolke des Elends schwebte und jedes Antlitz verdunkelte. Während alle Uebrigen zu hoffen begannen, während auf den andern Straßen allgemach die Jammernden verschwanden, und man nicht mehr da diesen trostlosen Gruppen von vor Ermattung und Schwäche niedergesunkenen Gestalten begegnete, herrschte in der Judenstadt zu Prag noch immer das furchtbarste Elend, der trostloseste Jammer.

Dort waren in den engen feuchten Gassen, in den niedrigen dumpfen kleinen Häusern Tausende von Kranken, Verhungernden und Verzweifelnden zusammengepfercht, hatte der Jammer sich zu einer fürchterlichen Höhe gesteigert. Niemand hatte sich dieser Armen erbarmt, Niemand hatte ihr Elend schauen und sie aus ihrer Noth erretten wollen. Soldaten bewachten die Eisenthore, welche die Judenstadt von dem übrigen Prag trennten, und ließen Niemand dieselbe verlassen, der nicht den strengen Hütern der Christenstadt ein Geldstück vorzeigen und damit beweisen konnte, daß er nicht ausgehe um zu betteln, sondern um zu kaufen.

Kein Nothleidender, kein Hülfesuchender durfte dieses eiserne Thor überschreiten, welches das Judenelend von der christlichen Barmherzigkeit trennte, man hatte dort

in dem christlichen Prag schon hinlänglich des Elends und der Noth, man hatte nicht nöthig sich noch zu belasten mit fremdem Elend, und da man dem Jammer nicht abhelfen konnte, so wollte man ihn auch nicht sehen. Der Verzweiflungsschrei der Juden sollte daher in ihren eigenen Gassen verklingen, ihr Hülferuf sollte innerhalb dieser Gassen und dieser Häuser allein gehört werden.

Nicht einmal in diesen Zeiten der Noth waren die christlichen Behörden in das Judenviertel gekommen, um das Elend mit eigenen Augen zu sehen, und um dessen Abhülfe sich zu bemühen; nur die Diener der Obrigkeit waren mit grausamer Pünktlichkeit am ersten jeden Monats erschienen, um von den Juden die Kopfsteuer einzufordern, und sie die harten Abgaben zahlen zu lassen, mit denen das gedrückte und zertretene Volk sich das Recht erkaufen mußte, in einem düstern, schmutzigen Winkel der schönen, prachtvollen, christlichen Stadt überhaupt leben zu dürfen. Diese Abgaben wurden mit unerbittlicher Strenge eingefordert, und nur an diesen Zahlungen ward das Judenvolk inne, daß es auch für sie eine Obrigkeit gäbe, daß es auch für sie Gesetze und Behörden gäbe, und daß sie von denselben nicht vergessen worden.

Immer größer, immer entsetzlicher war daher die

Noth in der Judenstadt geworden, die Reichen hatten längst schon ihr Hab und Gut, ihre Reichthümer und Schätze zusammengerafft, und waren ausgewandert, die Wohlhabenden, welche geblieben, waren verarmt, und die Armen, welche von der Arbeit jedes Tages, vom Handel und Wandel sonst sich genährt, waren jetzt in den Zeiten der Arbeitlosigkeit zu verzweifelnden Bettlern geworden, die vergebens vor den Thüren ihrer Gemeindegenossen wimmerten um ein Stückchen Brot. Selbst der stets so rege und lebendige Wohlthätigkeitssinn der Juden war endlich von dem übergroßen Leid erstickt worden, selbst sie hörten den Hülferuf der Sterbenden, das Klagegeschrei der Hungernden, ohne zu ihrer Rettung herbei zu eilen. Jeder dachte nur noch an sich selber, an seine eigene Qual, und sparte sorgsam auf für die Zukunft, was er in der Gegenwärt erübrigen konnte.

Wieder war ein neuer Monat begonnen, wieder hatten die Diener der Obrigkeit mit grausamer Strenge die Kopfsteuer eingefordert, die sich dies Mal freilich um Vieles verringert hatte, denn der Hungertyphus wüthete jetzt in den düstern schweigenden Häusern, und der Tod war mitleidvoller gewesen, als die wachthaltenden Soldaten an dem eisernen Thor; der Tod hatte

den armen, hungernden, mittellosen Juden einen Weg gezeigt, auf welchem sie dieser Stadt des Jammers entrinnen konnten, er hatte auch Derer sich erbarmt, welche kein Geldstück aufzuweisen hatten, er hatte selbst den Bettlern seine Hand gereicht, und ihnen die Thore des ewigen Lebens und des himmlischen Friedens geöffnet.

Aber diejenigen, welche der Tod zurückgelassen in diesem düstern Schlupfwinkel des Elends, mußten ihren Tribut zahlen für diese Existenz des Jammers und der Noth, mußten sich durch Abgaben und Steuern das Recht erkaufen, wieder einen neuen Monat des Elends, des Hungers und der Krankheit durchleben zu dürfen.

Vergebens war alles Flehen, vergebens, daß man den Dienern der Obrigkeit sein abgemagertes Gesicht, seine zitternden Hände zeigte, daß man sie hineinschauen ließ in diese elenden düstern Gemächer, in denen Kranke und Sterbende mit den noch Gesunden auf Einem Lager ruhten, daß man ihnen die leeren Räume, die leeren Spinden und Truhen wies, deren Inhalt man längst schon verkauft und verschleudert hatte, um sich für den Erlös seiner Habe einige Zeit länger das jammervolle Dasein zu fristen. Vergebens dieses Alles! Die Diener der Gerechtigkeit hatten kein Mitleid, sie durften keins

haben! Die böhmische Regierung bedurfte so vieler Geldmittel, es waren da in Prag selbst so viele Christen noch, welche darbten, hungerten und bettelten, man konnte also den Juden ihre Steuer nicht erlassen, sie mußten zahlen, damit man etwas mehr Geld noch habe für die armen christlichen Leute.

Jammern und Wehklagen durchtönte daher die öden, feuchten Straßen der Judenstadt. Es hallte wieder in jedem Hause, in jeder Kammer und auf jedem Krankenbett! Die Prager Obrigkeit hatte ihre Executoren in die Judenstadt gesandt, und denen, welche nicht zahlen konnten, hatte man ihre Habe ausgepfändet und fortgeführt! — Und nicht zufrieden mit dieser grausamen Härte, hatte man derselben eine neue hinzugefügt.

Zu viel des Elends, der entsetzlichen Noth hatten die Diener der Obrigkeit, die Executoren und Gerichtsbeamten, in der Judenstadt gesehen, um nicht davon mit Entsetzen und Schrecken erfüllt zu werden. Ihr Entsetzen hatte den Behörden sich mitgetheilt, und was die ausgesandten Boten erzählt hatten von den Krankheiten, welche in der Judenstadt wütheten, steigerte dieses Entsetzen so sehr, daß es die Herzen gegen das Mitleid verhärtete. — Das eiserne Thor, welches sonst vom

Aufgange bis zum Niedergange der Sonne geöffnet war, das eiserne Thor ward jetzt geschlossen, Niemand durfte dasselbe ohne Erlaubniß der Soldaten, welche vor demselben auf und niedergingen, mehr überschreiten, und diese Erlaubniß ward nur Denen ertheilt, welche außer dem Geldstück auch noch ein heiteres Angesicht hatten, und denen der Arzt, welcher eigens zu diesem Zweck in einem Hause neben dem eisernen Gitterthor stationirt war, das Zeugniß gegeben, daß ihr Körper gesund sei, und noch keinen Ansteckungsstoff an sich trage.

Und zu diesem Allen kam noch ein neues Unglück. Der letzte Arzt, welcher in der Judenstadt wohnte, war so eben gestorben.

Das war der letzte, der fürchterlichste Schlag, welcher die armen, von so vielfachem Leid heimgesuchten Juden treffen konnte! Nun waren sie ganz verlassen und hülflos. Wie in einem großen Gefängnisse abgeschlossen von der übrigen Welt, von den freien Menschen, und in diesem Gefängniß nicht einmal mehr einen Arzt, der ihre Krankheiten heilen, und ihren Schmerzen Linderung verschaffen konnte!

Verlassen von aller Hülfe, waren die unglücklichen Juden gebannt in ihre grausige Einsamkeit, und Nie-

mand erbarmte sich ihrer, Niemand war da, welcher ihren Nothschrei und ihren Hülferuf vernehmen wollte!

Doch, Einer war ihnen geblieben! Einer war da, von dem sie wußten, daß er ihrer nimmer vergessen werde, daß sein Ohr endlich ihren Klagen sich öffnen, und daß er ihnen Erlösung senden werde aus dieser großen Noth!

Die Augen, welche vergeblich hülfeflehend auf der Erde umher geschaut, sie wandten sich jetzt zum Himmel, die Hände, welche vergeblich sich bettelnd um ein Stückchen Brot ausgestreckt, sie hoben sich jetzt nach Oben, sie falteten sich zum Gebet!

Gott! Gott! das war jetzt der Hülfeschrei der Juden, denen die Menschen keine Hülfe mehr bieten wollten!

Gott mußte sich ihrer erbarmen, Gott mußte ihr Elend schauen, dem weiten Himmel, welcher der Mantel Gottes ist, der Sonne, welche das Auge Gottes, der Luft, welche sein Athem ist, der ganzen Natur wollten sie ihren Jammer zeigen, und von dieser eklen, grausigen Erde sollte ihre Schmerzensklage sich empor schwingen zu dem Throne Gottes!

Der Rabbiner und die Aeltesten der Judenschaft hatten daher einen allgemeinen großen Tag des Gebetes

und der Klage angeordnet. An Einem Tag, in denselben Stunden und Minuten sollte die ganze Gemeinde ihre Gebete emporsenden zu Gott, auf der Erde knieend, welche Gottes ist, und nicht das Werk von Menschenhänden, sollte Jeder seine Hände flehend emporstrecken zum Himmel und die Gnade Jehova's anflehen. Nicht hinter Mauern und Riegeln, hinter Fenstern und Thüren sollte dieses Gebet sich verschließen, frei und ungehindert sollte es von der Lippe empor sich schwingen zu Gott.

Auf dem kleinen Marktplatz inmitten der Judenstadt sollte das Centrum der Feierlichkeit sein. Dort ward der Altar errichtet, auf welchem das Buch des Gesetzes lag, und vor dem der Rabbiner mit den niederern Predigern stehen und das Gebet sprechen sollte, dort war auch der erhöhete Sitz für den Vorsänger, um welchen die Chorknaben sich schaarten, um die alten Lieder und Gesänge erklingen zu lassen, welche einst vor Jahrtausenden in der Heimath, im Tempel Salomonis zu Jerusalem ertönten.

Und wie nun die festgesetzte Stunde des allgemeinen Gebetes schlug, da auf einmal öffneten sich alle Häuser und alle Thüren, da wankten, in ihre weißen Gebetkleider gehüllt, die bleichen traurigen Gestalten

hervor, Männer und Weiber, Kinder und Greise. Heute gab es keinen Unterschied des Alters und Geschlechtes, keine Trennung von Mann und Weib, heute durfte neben den Frauen der Mann, neben dem Greise das kleine Mädchen knieen, heute sollten alle diese getheilten, vereinzelten Gebete in der Luft sich sammeln zu einem einzigen Strom, der wogend emporrauschte zum Himmel.

Hinaus also vor das Angesicht Gottes, hinaus Ihr Kranken und Matten, Ihr Siechen und Lahmen, hinaus auch Ihr Sterbenden, und Ihr Leichen Derer, die man noch nicht gebettet hat in der kühlen Erde! Gott muß Alle schauen, die Kranken und die Gesunden, die Todten und die Lebendigen, er muß seinen Finger legen in die Wundmale ihrer Schmerzen, er muß ihre Fieberhitze kühlen mit dem segnenden Athem seines Mundes!

Wer gesund ist und kräftig, der geht hin zu dem Marktplatze, der großen innern Tempelhalle, wo die Rabbiner beten und die Chorknaben singen werden, wer krank ist und matt, der schleppt sich hinaus auf die Straße, um dort zu knieen, und diejenigen, welche sich nicht mehr erheben können von ihrem Lager, die Sterbenden und die schon Gestorbenen, die werden von ihren trauernden und klagenden Verwandten und Freunden

hinausgetragen, und werden mit ihren Bahren niedergesetzt inmitten der Straße, damit das schon gebrochene und das brechende Auge aufschaue zum Himmel, damit der Strahl der Sonne endlich die starre Gestalt berühre, die so lange gelegen hat unter den Trauerschleiern der Trübsal.

Gott muß Alle schauen, die Todten und die Lebendigen, die Kranken und die Gesunden!

Da sind sie Alle draußen! Leer sind die Häuser, das Leben und das Leid ist hinausgewandert auf die Straße. Da liegen sie auf den Bahren und den Lagern, die Todten und die Kranken, da knieen sie vor ihren Häusern, die Schwachen und die Hungrigen, da gehen sie langsam durch die Reihen ihrer kranken Brüder dahin, die Gesunden, um zum Markte zu schreiten.

Von den Thürmen der stolzen christlichen Kirchen herüber tönt der Schlag der elften Stunde, der Stunde des Gebetes!

Auf einmal tritt in allen Straßen der Judenstadt eine tiefe, feierliche Stille ein, auf einmal verstummt das Geächze der Sterbenden, das Wimmern der Leidenden, das leise Geflüster Derer, welche einander ihre Noth klagen. Jeder hält den Athem an und lauscht.

Und horch! jetzt erzittert die Luft von leisen, melodischen Klängen, die von dem Marktplatz herkommen.

Der Gottesdienst hat begonnen, die Knaben singen die Lieder der Klage, der Rabbiner steht vor dem Gesetzbuch nnd betet!

Die Stunde des Gebetes ist da! Und Aller Augen richten sich jetzt empor zum Himmel, und Aller Lippen flüstern Gebete, und Aller Hände heben sich gefalten aufwärts!

Tausende liegen da mit verweinten Augen, mit bleichen Lippen, Tausende knieen in ihres Herzens Jammer und Noth in dem großen Tempel Jehova's und flehen zu dem allmächtigen Gott um Erbarmen und Hülfe!

Wird Gott ihr Gebet erhören? Wird seine Hand sich Derer erbarmen, von denen die Menschen erbarmungslos sich abgewandt haben?

Tiefe, heilige Stille herrscht ringsum, die Gedanken und Hoffnungen sind bei Gott, ihn suchen die Blicke, zu ihm flüstern die Lippen!

Wird Gott ihr Gebet erhören? Wird er ihnen Hülfe senden in ihrer Verlassenheit?

Tiefe, heilige Stille herrscht ringsum.

Auf einmal wird diese Stille durch ein Geräusch

unterbrochen; es ist das Klirren der Riegel, welche das eiserne Thor der Judenstadt schließen, auf einmal thun die Thorflügel sich auf, und eine hohe Männergestalt erscheint in denselben. Einen Moment bleibt der Fremde stehen, betroffen von diesem Anblick der Hingelagerten und Betenden, dann wendet er sich rückwärts und winkt abwehrend mit der Hand einigen Herren, die hinter ihm stehen. Diese weichen zurück, Er aber schreitet vorwärts, mitten hinein in die Judenstadt, deren Thor jetzt weit geöffnet bleibt. Er schreitet vorwärts, die Straße hinauf; die Betenden, an denen er vorüber kommt, neigen den Blick vom Himmel hernieder auf sein Antlitz, und in ihrem Innern fragen sie verwundert sich selbst: Ist das der Engel, welchen Gott uns sendet, daß er uns Hülfe bringe? Sein Antlitz ist so voll himmlischer Güte und Liebe, es leuchtet so viel göttliches Erbarmen aus seinen großen blauen Augen! — Ja, es ist ein Engel Gottes, denn seht nur, unser Jammer rührt ihn, die Menschen haben kein Mitleid mit uns gehabt, er ist also Keiner von ihnen, er ist ein Engel Gottes, denn er hat Mitleid mit uns! Seht nur, er neigt sich nieder zu den Kranken dort, er fürchtet keine Ansteckung, ihn schaudert nicht vor den Verzerrten und Sterbenden, dort schaut er sie an, diese Familie der Bettler, welche

Alle die grausame Hungerkrankheit schon erfaßt hat. Er bleibt neben ihnen stehen, seine Gestalt scheint zu schwanken unter der Last des Entsetzens, und von Mitleid schaudernd, wendet er seine großen blauen Augen empor zum Himmel, und seht nur, oh seht! in diesen Augen glänzen Thränen! Nein, das ist kein Mensch, kein Christ, denn seht nur, die Thränen rinnen über sein Antlitz hin! Er weint über das Leid der armen Juden!

Nun, mit der flachen Hand trocknet er sich die Augen, und schreitet die Straße weiter hinauf. Wo er vorübergekommen, da haben sich die Blicke ihm zugewendet, da fliegen sie ihm nach, da fragt sich Jeder in seinem Herzen, ob das Wahrheit gewesen und Wirklichkeit, oder ob er nur eine Erscheinung gesehen, welche Gott ihn sehen ließ? Und wieder richten sich die Blicke zum Himmel empor, und das Gebet beginnt auf's Neue!

Weiter die Straße hinauf wandelt der Fremde, und jetzt hat er den kleinen Platz erreicht, auf welchem die Aeltesten der Gemeinde um den Altar versammelt sind.

Der Gesang ist verstummt, der Rabbiner steht vor dem aufgeschlagenen Buche des Gesetzes, und betet mit lauter, mächtiger Stimme das Gebet der Klage; und alle Männer und alle Frauen, die da heiliger Andacht

voll den Platz erfüllen, sie murmeln halb leise seine Worte ihm nach, und die thränenumdüsterten Blicke gen Himmel gewendet, flehen sie zu Gott um Hülfe und Erbarmen.

Der Rabbiner betet noch immerfort. Weshalb wendet auf einmal sein Blick sich vom Himmel hernieder? Er sieht da sich gegenüber ein von Erbarmen und Rührung strahlendes Angesicht, es kommt näher und näher! Er sieht da Augen, so blau, als habe ein Stückchen des Himmels sich in sie niedergesenkt, und diese Augen schauen ihn an, er hört da eine Stimme, welche sanft klingt und weich wie ein Gruß liebenden Mitleids, und diese Stimme sagt zu ihm: laßt mich mit Euch beten zu Gott, um Erbarmen und Abhülfe Eurer Noth!

Der Rabbiner hält inne in seinem Gebet, die Worte stocken auf seinen Lippen, er starrt den Fremden an, er mag's und kann's nicht glauben, was sein freudejauchzendes Herz ihm sagt!

Der Fremde sieht ihn an mit einem Lächeln. Ich bin gekommen, Euch zu helfen, sagt er mit milder Stimme. Ich wollte mich selbst überzeugen, wie es Euch ergeht, deshalb kam ich hieher, und ich bin zu einer guten Stunde gekommen, denn wenn Ihr auch Euer Elend

nur hinausgetragen habt auf die Gasse, damit Gott es sehe, so ist es auch gut, daß ich es gesehen habe! Mir hat Gott, so hoffe ich, es vorbehalten, Euch Hülfe zu bringen, und ich gebe Euch mein Wort darauf, daß Euch Hülfe werden soll! Erst heute habe ich gehört von der Härte, mit welcher man Euch bis hieher behandelt hat, und daß man Euch nicht hat Theil nehmen lassen an den Erleichterungen die ich gewährte. Ich bin aber nach Böhmen gekommen, um Allen zu helfen, so viel ich kann, und Alle, ohne Unterschied des Glaubens, haben ein Recht auf meine Hülfe, denn Ihr gehört Alle zu meinem Volk! Ich werde Euch Aerzte senden und Lebensmittel, und gleich allen Uebrigen sollt Ihr Theil haben an der Verminderung der Steuern. Die besondere Steuer aber, die Euch auferlegt ist, werde ich ein Jahr lang für Euch zahlen! Auch soll das Gitterthor der Judenstadt nicht mehr verschlossen werden, und auch ohne ein Geldstück könnt Ihr dasselbe überschreiten!

Der Rabbiner hatte ihm, wie von einem himmlischen Traum umfangen, staunend zugehört, sein Antlitz, welches vorher düster und traurig gewesen, strahlte jetzt in einem seligen Lächeln, und beide Arme gen Himmel erhebend, rief er mit einer Stimme, welche weit über

den Platz hinschallte: Gott hat unser Gebet erhört! Er hat uns einen hülfreichen Engel gesendet! Seht ihn an, es ist der Kaiser, welcher hier in unserer Mitte steht!

Der Kaiser! schrie und jauchzte die Menge, und wie ein Zauberwort flog das Wort durch alle Gassen: „der Kaiser ist hier! Der Kaiser ist gekommen, um uns Hülfe zu bringen!“ Und wo dieses trostreiche Wort erschallte, da belebten sich die Züge, da verwandelten sich die Gebete in freudiges Jauchzen, da stockten die Thränen, und ein ungewohntes Lächeln umspielte die bleichen schmalen Lippen.

Das Unerhörte, das Niegeahnte war geschehen! Der Kaiser Joseph war selbst in die Judenstadt gegangen, er hatte gethan, was noch kein Fürst vor ihm gethan. Er hatte der armen, geknechteten Juden sich erbarmt, er rechnete sie mit zu seinem Volke, sie waren ihm Menschen, nicht blos Juden, und er ließ sie Theil nehmen an den Wohlthaten, die er dem unglücklichen Böhmen gewährte!

Und zu Ende war alle Noth und aller Jammer, zu Ende der Hunger und das Elend! Kaiser Joseph war nach Böhmen gekommen, um sein Volk zu erretten und er verließ Böhmen nicht, bevor nicht die Noth be-

endet, alle Magazine gefüllt und der Preis des Korns auf den gewöhnlichen Preis herabgesunken war. Seine Anwesenheit hatte Wunder gewirkt, und allen Leidenden war er wie ein hülfreicher Engel erschienen. Wo er sich zeigte, jauchzte ihm das Volk entgegen, knieete es nieder, um seine Füße mit Thränen des Dankes zu netzen; nur die höhern Stände, die wucherischen Grundbesitzer, die bestechlichen Beamten und die unduldsamen Aristokraten theilten nicht die allgemeine Begeisterung und schwuren dem Kaiser in ihrem Innern einen unbesiegbaren Haß*).

---

*) Groß-Hoffinger I. S. 141.

V.

Diplomatie.

Fürst Kaunitz war in seinem Kabinet. Er ließ sich von dem Baron Binder die geheimen Depeschen vorlesen, welche eben von dem österreichischen Gesandten in Berlin, dem jungen Baron van Swieten, eingelaufen waren, und während dieser Lectüre beschäftigte er sich damit, die Quincaillerien und Kostbarkeiten, welche auf dem Gesimse seines Schreibtisches standen, mit einem großen Wedel von Pfauenfedern abzustäuben, oder ihnen, vermöge eines seidenen Tuches, das zu diesem Zweck immer in einer Chatoulle seines Schreibtisches aufbewahrt wurde, wieder Glanz und Politur zu verleihen. Es war dies eine Lieblingsbeschäftigung des allmächtigen Ministers; und sehr oft geschah es, daß er in seinem Vorzimmer hohe Staatsbeamte, ja sogar fremde Ge-

sandte Stunden lang warten ließ, weil er mit dem Abstäuben und Reinigen seiner Meubles noch nicht fertig war, oder weil er sich das Vergnügen bereitete, die schönen Sächelchen auf seinem Schreibtisch anders zu gruppiren und zu ordnen *).

Fürst Kaunitz also war damit beschäftigt, seinen Schreibtisch abzustäuben und zu reinigen, während Herr von Binder ihm die eingelaufenen Depeschen vorlas. — Diese Depeschen waren indeß heute sehr ernster und wichtiger Natur, denn Herr van Swieten berichtete darin dem Fürsten von einer vertraulichen Unterredung, welche er mit dem Könige von Preußen gehabt, und in welcher sehr ernsthaft von einer Theilung des unruhigen und in sich zerfallenen Polens die Rede gewesen. Der König von Preußen, schrieb der Gesandte, habe gewissermaßen im Scherz über die Ländergebiete gesprochen, welche die drei Mächte sich von dem Königreich Polen aneignen könnten. Er habe sich für Politisch Preußen und Ermeland bestimmt, dagegen gemeint, man müsse die Städte Danzig und Thorn, so wie auch Krakau mit seinem Gebiet dem Königreich Polen lassen.

Sehr gut erdacht, sagte der Fürst mit seinem uner-

*) Rulhière histoire de l'anarchie de Pologne. Vol. IV. S. 180.

schütterlichen Ernst, während er mit sorglichster Genauigkeit ein reizendes, mit Edelsteinen verziertes Dintenfaß von Sevres-Porzellan reinigte, das ihm einst die Marquise von Pompadour zum Geschenke gemacht. Dieser König von Preußen ist wirklich von einer unübertrefflichen Naivetät. Sucht sich das schönste, fruchtbarste, am besten cultivirte Stück von ganz Polen aus, und läßt dann gleichsam als unwichtig die Clausel fallen, daß Krakau mit seinem Gebiete, das heißt, die reichen Salzwerke von Wieliczka bei Polen bleiben, das heißt, nicht an Oesterreich fallen.

Van Swieten ist auch nicht darauf eingegangen, Durchlaucht, sagte Herr von Binder, er hat vielmehr dem König erklärt, daß, wenn die beiden andern Mächte nicht zugeben wollten, daß Oesterreich auch den Gebietstheil von Krakau bekomme, zu fürchten sei, daß Oesterreich überhaupt kein hinreichendes Aequivalent der Theile, welche die andern beiden Höfe sich von Polen zueigneten, erhalten möchte. In diesem Fall hat er vorgeschlagen, daß man Oesterreich vielleicht durch Bosnien und Serbien entschädigen könnte, und gemeint, man werde die Pforte wohl zwingen können, diese beiden Provinzen heraus zu geben.

Aber dieser Mensch ist von einer unverständigen

Tollkühnheit! rief Kaunitz fast heftig. Wer hat ihm den Auftrag gegeben zu solchen Vorschlägen?

Durchlaucht, er hat vielleicht gedacht —

Er soll nicht denken, unterbrach ihn Kaunitz, ich verlange von den Beamten nicht, daß sie selber denken, sondern daß sie meine Gedanken pünktlich und mit strengster Genauigkeit ausführen. Es ist sehr arrogant von meinem kleinen Herrn Gesandten, daß er sich untersteht zu denken, was ich nicht gedacht habe, und auf seine eigene Hand Vorschläge zu machen. Schreiben Sie ihm das, Binder! Schreiben Sie ihm: „weder der mit der Pforte bestehende ewige Friede, noch die rechtliche Gesinnung der Kaiserin Königin erlaubten es, türkische Provinzen gewaltsam wegzunehmen"*).

Ew. Durchlaucht sind also jetzt definitiv entschlossen, Oesterreich zu einem treuen Bundesgenossen der Pforte zu machen? fragte Herr von Binder erstaunt.

Definitiv entschlossen? wiederholte der Fürst kopfschüttelnd. Sie großes Kind kennen also immer noch nicht die Anfangsregeln der Politik, und urtheilen mit einer Unschuld, als wären Sie ein vollkommener Laie, und nicht seit dreißig Jahren mein Special und Ver-

*) Wilhelm von Dohm. Denkwürdigkeiten meiner Zeit. Th. I. S. 489.

trauter! In der Politik giebt es keine definitive Entschließung, sondern dieselbe muß sich allemal der Situation anpassen, und da die Situationen wechseln, nun so wechselt auch die Politik. Rede mir nur Keiner von Gesinnungspolitik! Der Staatsmann, welcher die verfolgen wollte, würde den von ihm regierten Staat bald an den Rand des Abgrundes bringen!

Und doch giebt es keinen Staatsmann von tüchtigerer und felsenfesterer Gesinnung als Ew. Durchlaucht es ist, rief Binder mit dem warmen Ton wahrer Freundschaft.

Der Fürst neigte majestätisch sein Haupt. Meine Gesinnung ist die: Oesterreich groß, mächtig und angesehen zu machen, sagte er, jedes Mittel ist mir recht, wodurch ich diesen meinen Zweck erreichen kann. Oesterreich soll und muß die erste europäische Macht werden, und die kommenden Jahrhunderte sollen sagen: „Der Fürst Kaunitz ist es, welcher Oesterreich zu Dem gemacht hat, was es jetzt ist!" Deshalb, damit ich mein Werk vollenden kann, und — damit Oesterreich nicht zu Grunde gehe, muß ich an der Spitze der Geschäfte bleiben. Ich bin das Oesterreich, ja, ich bin das ganz Europa schuldig, denn Oesterreich und Europa hoffen auf mich, daß ich es glücklich hindurch führe durch alle

Stürme. Ich darf mich dieser Aufgabe nicht entziehen, denn was sollte aus Europa werden, wenn ich, meine Bequemlichkeit mehr liebend, als das Wohl der Welt, mich jetzt von den Geschäften zurückzöge! Es ist ja Niemand da, der mich ersetzen könnte! Hundert Jahre braucht der Himmel, um einen großen Geist für die Wiederherstellung einer Monarchie zu bilden! Alsdann ruht er wieder hundert Jahre! Dies macht mich zittern für die österreichische Monarchie, wenn ich nicht mehr an ihrer Spitze stehe*)!

Zum großen Glück für Oesterreich werden Sie noch lange es lenken und regieren, rief Binder. Ew. Durchlaucht sind unersetzlich und unentbehrlich!

Ich weiß das, sagte Kaunitz gravitätisch. Aber es giebt Ehrgeizige, welche vermeinen, es stände ihnen wohl an, in meine Verwaltung Oesterreichs drein zu reden, und Theil zu haben an meinen Arbeiten. Man kann nicht wissen, wohin der jugendliche Ungestüm und die rechthaberische Eitelkeit einen solchen Ehrgeizigen treiben kann, und ob er nicht sogar tollkühn genug denken könnte, um auch ohne mich eine Existenz Oesterreichs für möglich zu halten.

*) Des Fürsten eigene Worte. Siehe Swinburne. Th. I. S. 230.

Sie wollen von dem jungen Kaiser reden? flüsterte Binder.

Von ihm, sagte der Fürst feierlich. Er ist ehrgeizig, herrschsüchtig und eitel. Verwechselt seinen guten Willen, etwas Gutes thun zu wollen, mit der Fähigkeit es zu können. Möchte sich durch Kriege und Eroberungen persönlichen Ruhm erwerben, möchte alles anders gestalten, wie es ist, blos damit die Neugestaltung sein Werk genannt werde. Oh, was sollte aus Oesterreich werden, wenn ich nicht da wäre, diesen ungestümen Eifer zu dämpfen, und diese hitzige Ehrbegierde in Schranken zu halten! Nein, nein, ich darf Oesterreich nicht verlassen, die Welt und die Nachwelt würde mich verdammen, wenn ich's thäte! Ich muß bleiben, was ich bin! Muß mich hindurch winden durch diese Klippen, muß zwischen einer bigotten, allzu friedliebenden Kaiserin, und einem ehrgeizigen, thatendurstigen Kaiser das vermittelnde Princip sein, muß möglichst beiden Parteien genügen, Beider Wünsche befriedigen! Maria Theresia will den Frieden, und ist der Pforte geneigt, welche sich ihr immer als ein guter friedliebender Nachbar gezeigt hat. — Joseph will den Krieg, um sich Ruhm zu erwerben, und seine Länder zu vergrößern! Wenn er morgen Alleinherrscher wäre, würde er einen

Krieg anfangen mit Rußland oder mit der Türkei, wie es ihm am vortheilhaftesten deuchte! Ich muß ihm also diese Hoffnung immer offen halten, damit er für möglich halte, was er wünscht. Ich muß aber auch zugleich den Neigungen Derjenigen, welche jetzt noch herrscht, meinen Tribut zahlen, und wenn wir Krieg haben sollen, um Joseph zu befriedigen, so muß Maria Theresia glauben können, daß Wir diesem Krieg auf das Aeußerste widerstreben, und nur durch Andere freventlich dazu getrieben sind.

Beim Himmel, das ist ein feines diplomatisches Gewebe, rief Herr von Binder lächelnd.

Hüten Sie sich, Binder, sich nicht in den Netzen desselben zu fangen, oder einen Faden desselben zu zerreißen, sagte der Fürst feierlich. Ich habe so offen zu Ihnen gesprochen, weil auch der größte Genius zuweilen Momente hat, wo er des Verständnisses Anderer bedarf, und wo es ihm wohl thut, sich aussprechen zu können. Sie wissen jetzt, was es mit meiner definitiven Entschlossenheit, der Pforte beizustehen, zu sagen hat, und ich denke, Sie werden künftig nicht wieder so dumme Fragen thun, Sie großes Kind, das dreißig Jahre beim Kaunitz ist, und ihn noch immer nicht versteht!

Weil Ew. Durchlaucht undurchdringlich sind, und viel zu erhaben, um von gewöhnlichen Sterblichen begriffen zu werden, sagte Herr von Binder emphatisch.

Ich glaube, daß es so ist, sagte der Fürst einfach, indem er mit der größten Genauigkeit die Lineale, Schreibfedern, Messer und Scheeren in einem Quarré auf seinem Schreibtisch ordnete.

Eben öffnete sich die Thür, und der eintretende Kammerdiener meldete Se. Excellenz den Herrn Gesandten der Ottomanischen Pforte, Osman Pascha!

Soll warten, ich werde ihn sogleich empfangen, sagte der Fürst, leicht mit dem Kopfe nickend. — Sie sehen, sagte er, als der Kammerdiener hinaus gegangen war, ich halte es jetzt wirklich mit der Pforte. Warten Sie hier, ich werde den Herrn Gesandten im großen Saal empfangen. Nachher bedarf ich Ihrer, bleiben Sie also!

Er nickte seinem Vertrauten lächelnd zu, und verließ stolz und gravitätisch das Gemach. Herr von Binder schaute ihm nach mit Blicken zärtlicher Bewunderung. Er ist doch ein großer Mann, murmelte er leise vor sich hin, und er hat ganz Recht, er ist Oesterreich unentbehrlich. Was thut's, daß er es weiß

und es sagt? Er ist eben ein kluger und wahrheitslie-bender Mann! Voilà tout!

Und er setzte sich nieder, um an den österreichischen Gesandten in Berlin zu schreiben, und ihn streng zu verwarnen, nichts gegen die Interessen der Türkei zu sagen und zu thun.

Er hatte seinen Bericht eben vollendet, als der Fürst wieder in das Gemach eintrat. Sein Antlitz strahlte von Befriedigung, und um seinen Mund zeigte sich Etwas wie der Schimmer eines Lächelns.

Binder, sagte er, indem er einen Bogen Papier, den er in der Hand hielt, auf seinen Schreibtisch legte, sehen Sie einmal, da haben wir Zuckerbrot für unsern jungen Kaiser. Können Sie errathen, was dieses Papier enthält?

Doch nicht eine Kriegserklärung an Rußland? fragte Binder erstaunt.

Hm, Etwas das dem ziemlich nahe kommt, sagte der Fürst heiter. Hören Sie! Es ist die geheime Convention, welche, wie Sie wissen, unser Gesandter in Constantinopel, Herr von Thugut, mit der Pforte abschließen sollte. Der Sultan hat sie unterzeichnet, und ich werde heute noch die Unterschrift der Kaiserin-Königin einholen. Nun, sie wird sich nicht weigern, das zu unter-

schreiben, denn wenn sie die Türkei auch nicht liebt, so haßt sie doch Rußland, und der allerungläubigste Sultan ist ihr immer noch lieber als die christliche Kaiserin Katharina von Rußland. Darauf rechne ich, und deshalb weiß ich, daß die Kaiserin unterzeichnen wird.

Also, von jetzt an werden wir nun doch Bundesgenossen der Türkei sein? fragte Herr von Binder triumphirend. Es ist nun doch eine definitive Entschließung!

Der Fürst zuckte die Achseln, und blätterte in dem Heft von Papieren, das er mitgebracht. Wir haben uns verpflichtet, sagte er, hier und dort in den Papieren lesend, verpflichtet, der Türkei mit Rußland einen Frieden zu schaffen, nach welchem Rußland ihm alle eroberten Provinzen wieder heraus giebt, oder welcher doch wenigstens die Ehre der Türkei unberührt erhält. Wir haben uns ferner verpflichtet, in diesen Friedensbeschlüssen auch die Unabhängigkeit und Freiheit der Republik Polen zu sichern.

Aber Durchlaucht, rief Binder erstaunt, das widerspricht ja allen Unterhandlungen, die Sie mit Preußen und Rußland eingeleitet haben, das widerspricht ja den Plänen einer Gebietserweiterung, welche Ew. Durch-

laucht in Bezug auf Polen so lange gehegt. Alsdann wird ja ein Krieg unvermeidlich sein, denn Ew. Durchlaucht haben ohne Zweifel vergessen, daß Preußen und Rußland einen Vertrag abgeschlossen haben, in welchem sie sich gegenseitig „zur Beruhigung Polens" anheischig machen, sich einige Provinzen dieses unruhigen Königreichs anzueignen.

Merken Sie sich, mein alberner Freund, daß ich niemals etwas vergesse! sagte Kaunitz stolz. Ich kenne diesen russisch-preußischen Vertrag, aber vor der Hand hat man uns noch nicht zum Beitritt eingeladen, und ich werde mich ihnen nicht anbieten. Mögen sie sprechen, dann werden wir sehen! Thun wir es nicht, nun dann werden wir Krieg haben! Sprechen sie, und fordern uns zum Beitritt auf, so werden wir am Ende der Klugheit nachgeben müssen, und auch Beute machen, weil die Andern Beute machen. Aber es ist wahrhaftig besser sich anscheinend dazu zwingen zu lassen, und gewissermaßen gezwungen nachzugeben, denn damit werden wir das Gehässige dieser Sache auch auf Diejenigen werfen, die uns zu dieser Habsuchtspolitik zwingen, und Maria Theresia wird weniger Gewissensscrupel haben!

Durchlaucht, sagte Herr von Binder seufzend, ich

gebe es auf, jemals ein guter Diplomat zu werden. Ich höre Ihrer Weisheit zu, und Ihre Worte sind für mich delphische Orakelsprüche, denen man andächtig lauscht, und deren zweideutige Erhabenheit man doch eigentlich gar nicht versteht. Also wir sind auf einmal die großmüthigen Bundesgenossen der Türkei geworden. Wir leisten dadurch der Pforte allerdings einen gewaltigen Dienst. Aber was leistet die Pforte uns?

Nicht viel, aber doch Etwas, sagte Kaunitz gelassen, indem er wieder in den Papieren blätterte. Die Pforte, welche, ebenso wie Sie, auf einen Krieg mit Rußland gefaßt ist, begreift, daß Oesterreich seine Armee auf den Kriegsfuß setzen muß, um ihm seine Hülfe angedeihen zu lassen. Da Oesterreich dies aber für die Türkei thut, so ist es billig, daß diese auch die Kosten trägt. Die Pforte also zahlt an Oesterreich im Laufe der nächsten acht Monate die Summe von zwanzigtausend Beuteln, jeden zu fünfhundert Piastern. Davon sind viertausend Beutel gleich nach der Unterzeichnung der Convention ausgezahlt worden*).

Also zehn Millionen Piaster! rief Herr von Binder erstaunt. Bei Gott, Durchlaucht, Sie sind ein zweiter

*) v. Dohm. Denkwürdigkeiten 2c. Th. I. S. 471.

Moses. Sie verstehen es, aus einem unfruchtbaren Felsen eine silberne Quelle hervorsprudeln zu machen.

Meinen Sie nicht, daß wir dieses Geld gut gebrauchen können? fragte Kaunitz. Mir scheint, unsere Kassen waren ziemlich erschöpft, und der Kaiser wird es daher zufrieden sein, daß wir sie mit türkischem Gelde gefüllt haben. Er ist dadurch in den Stand gesetzt, seine Armee zu vermehren und im reichsten Ueberflusse mit allen Bedürfnissen zu versehen, und da dies ihm vor allen Dingen am Herzen liegt, so wird er mir sehr dankbar sein für diesen Vertrag und demselben seine Zustimmung nicht versagen! — Außerdem aber bewilligt uns die Pforte ein gutes Stück der Walachei, regelt die Grenzbestimmungen gegen Siebenbürgen zur völligen Befriedigung Oesterreichs, und gewährt endlich unserm Handel zu Wasser und zu Lande, im ganzen Umfange des osmanischen Reichs, Befreiung von allen Abgaben, verspricht ihm Schutz und Begünstigung.

Aber allen diesen herrlichen Bestimmungen gegenüber wird doch ein Krieg mit Rußland unvermeidlich sein, rief Herr von Binder. Die ehrgeizige, ruhm- und länderbegierige Czarin Katharina wird außer sich sein vor Zorn, wenn sie von dieser Convention Nachricht erhält!

Sie wird vorläufig nichts davon erfahren, sagte Kaunitz ruhig. Ich habe es mir ausdrücklich ausbedungen, daß diese geheime Convention zwischen Oesterreich und der Pforte vorerst noch ganz geheim gehalten werde. Der Sultan und sein Vezier haben uns ihr Wort darauf gegeben, und der Muselmann hält sein Wort. Wir werden diese Convention also erst dann veröffentlichen, wenn wir wirklich Krieg mit Rußland wollen.

Demzufolge, sagte Herr von Binder vergnügt, demzufolge ahnt Rußland unsere Feindschaft gar nicht, und hofft noch vielleicht, sich mit Oesterreich zu verbinden; und andrerseits ist auch der Vertrag mit der Türkei vorerst noch illusorisch.

Mit Ausnahme der zehn Millionen Piaster, welche die Pforte uns in Wirklichkeit zahlt! sagte Kaunitz. Wir werden nun sehen, ob die Türkei schweigen kann, und ob Rußland sprechen wird! Jedenfalls liegt in Oesterreichs Hand jetzt der Krieg und Frieden von Europa, und wir werden der Welt das geben, was Oesterreich am meisten zum Vortheil gereicht.

In diesem Augenblick ward die Thür des Vorsaals hastig geöffnet, und der Kammerdiener des Fürsten erschien auf der Schwelle.

Se. Durchlaucht der Fürst Gallitzin, Gesandter Ihrer Majestät der Kaiserin von Rußland, ersucht Se. Durchlaucht den Fürsten Kaunitz, ihm eine Audienz zu bewilligen, sagte der Kammerdiener emphatisch.

Das war in diesem Moment und unter diesen Umständen eine so wichtige und folgenreiche Nachricht, daß selbst Kaunitz davon für einen Moment erschüttert ward, und seinem Antlitze nicht verwehren konnte, das Erstaunen auszudrücken, welches sein Inneres empfand.

Ich bitte Se. Durchlaucht, in fünf Minuten hier zu mir eintreten zu wollen, sagte Kaunitz; und seine Stimme selbst war ein wenig bewegt. Genau in fünf Minuten öffnest Du Sr. Durchlaucht die Thür da! Fort jetzt!

Nun? fragte Binder, als der Diener hinter der Portière verschwunden war. Was wird der russische Gesandte wollen?

Nun, er wird endlich sprechen wollen! sagte Kaunitz aufathmend.

Ja, aber sicherlich nicht von dem Theilungsprojekt, sondern von der türkischen Convention. Oh, Ew. Durchlaucht werden sehen, daß der Muselmann doch nicht schweigt, wenn das Reden zu seinem Vortheil gereicht!

Schon drei Minuten vorüber, sagte Kaunitz, nach der großen Kaminuhr blickend. Kein Wort mehr, Bin-

der! Treten Sie dort hinter den Paravent, und hören Sie zu, was wir hier verhandeln. Ich werde dann nicht nöthig haben, Ihnen nachher Alles zu expliciren. Schnell!

Während Herr von Binder eiligst hinter den Schirm schlüpfte, trat der Fürst zu dem großen Stehspiegel, um sein Antlitz zu prüfen, und seiner Toilette einen letzten Blick zu gönnen. Er fand zu seiner Genugthuung, daß seine Züge schon wieder vollkommen ruhig und undurchdringlich geworden, und daß nicht eine einzige Locke seiner Perrücke sich verschoben hatte.

Genau nach fünf Minuten öffnete der Kammerdiener wieder die Thür, und seine Stentorstimme verkündete das Erscheinen des Gesandten Ihrer Majestät der Kaiserin von Rußland.

VI.

Rußland spricht.

Fürst Kaunitz stand in der Mitte des Zimmers, als der russische Gesandte zu ihm eintrat. Er heftete seine großen blauen Augen mit einem vollkommen theilnahmlosen und kalten Ausdruck auf das lächelnde und feine Antlitz des russischen Diplomaten, der sich tief vor ihm verneigte, was Kaunitz nur mit einem stolzen Kopfnicken erwiderte. Der Fürst Gallitzin schien diese stolze Zurückhaltung ebensowenig zu bemerken, als er darauf achtete, daß Kaunitz unbeweglich an seinem Platze stehen geblieben und dem Vortreten Rußlands auch nicht einen Schritt entgegen gekommen war. Er durchmaß mit der bereitwilligsten Höflichkeit die Schritte, welche ihn von Oesterreich trennten, und reichte dem Minister desselben mit seinem süßesten Lächeln seine Hand dar.

Kaunitz hob langsam seine Hand empor, und ließ die weißen Fingerspitzen derselben einen Moment kalt und lose in der mit so viel anscheinender Cordialität ihm dargebotenen Rechten des Gesandten ruhen.

Ah, sehen Sie da, welch ein schönes Wunder, sagte Fürst Gallitzin lächelnd, Oesterreich und Rußland reichen sich die Hand.

Verzeihung, Durchlaucht, sagte Kaunitz ernst, es war Rußland, welches die Hand darreichte, und Oesterreich nahm sie an.

Aber ohne meinen warmen Freundschaftsdruck zu erwiedern! rief der Gesandte.

Fürst Kaunitz schien diesen zärtlichen Vorwurf nicht gehört zu haben. Er deutete auf die beiden Fauteuils neben seinem Schreibtisch hin, und sagte: Setzen wir uns!

Fürst Gallitzin wartete, bis Kaunitz sich langsam und steif in seinem Sessel niedergelassen hatte, und dann erst nahm er den Sitz neben ihm ein.

Ew. Durchlaucht haben die Güte gehabt, die neuen Friedensbedingungen, welche Rußland der Pforte anbietet, zu prüfen? fragte Fürst Gallitzin.

Ich habe sie gelesen, sagte Fürst Kaunitz lakonisch.

Und Ew. Durchlaucht werden gefunden haben, daß

Rußland, um den Wünschen Oesterreichs zu genügen, von seinen Forderungen an die Türkei so viel nachgelassen hat, als sich irgend mit der Ehre und den Interessen Rußlands vertragen mochte! Aber Ihre erhabene Majestät, meine Kaiserin, hat mir befohlen, es Ihnen ausdrücklich zu bemerken, daß ihre Nachsicht und Mäßigung gegen die Türkei nur aus der Achtung und Freundschaft gegen Oesterreich entspringt, das sich großmüthig zur Schutzmacht der Pforte erklärt hat. Ohne diese Berücksichtigung würde Rußland nicht einen Augenblick anstehen, die händelsuchende, übermüthige Türkei das ganze Gewicht seines Zornes fühlen lassen, und leicht könnte es kommen, daß vor dem zornigen Daherschreiten Rußlands diese Pforte, welche längst schon wurmstichig ist, und in ihren Angeln knarrt, zusammenbräche und in den Fluthen des schwarzen Meeres versänke!

Alsdann würde Rußland erkennen lernen, daß Oesterreich ein Taucher ist, welcher sich sehr gut auf die Perlenfischerei versteht, sagte Kaunitz ruhig. Wir würden ganz gewiß die Pforte wieder aus den Fluthen des schwarzen Meeres empor heben, und sie wieder in ihre Angeln hängen, und wenn die Angeln, wie Ew. Durchlaucht sagen, knarren, nun so muß man sie mit ein wenig

Fett bestreichen, oder sie zum Beispiel mit besseren Friedensbedingungen umwickeln.

Ew. Durchlaucht finden also die jetzigen Friedensbedingungen noch immer nicht genügend?

Sie sind noch immer von der Art, daß Oesterreich sie nicht befürworten kann! Niemals kann die Türkei diese russischen Forderungen bewilligen, niemals kann sie darein willigen, die Unabhängigkeit der Krim und der Walachei auszusprechen. Beide Länder gehören der Pforte, und sie hat ihre unableugbaren Rechte auf dieselben. Oesterreich kann ihr nicht rathen, sie aufzugeben, dies würde dem österreichischen Staatsinteresse so sehr zuwider sein, daß wir sogar der Annahme dieser Bedingungen uns widersetzen müßten, selbst wenn die Türkei durch fortgehendes Kriegsunglück endlich zur Nachgiebigkeit sich gezwungen sehen sollte.

Ah, rief Fürst Gallitzin lächelnd, Oesterreich würde dann also in die seltsame Lage kommen können, einen Krieg gegen die Türkei zu unternehmen, um es zu seinem eigenen Glück zu zwingen! Wollen Ew. Durchlaucht mir nicht gütigst sagen, welches denn die Forderungen sind, welche Oesterreich für die Pforte machen möchte?

Oesterreich kann der Pforte nur dann zu einem Frieden rathen, wenn bei demselben die Oberherrschaft

des Sultans über die Krim und die Walachei wieder anerkannt wird, und ihr das unbestrittene Recht verbleibt, die Khane der Krim und die Hospodare der Walachei nach ihrem eigenen Willen zu bestimmen. Nur wenn Rußland diese erste Friedensbedingung stellt, wird mein Hof bei der Pforte dahin wirken, daß sie dagegen einige andere Gebietsabtretungen in der Tartarei eingeht!

Und Rußland mindestens die Landstriche läßt, die es sich schon erobert hat, nicht wahr? fragte Gallitzin mit seinem freundseligsten Lächeln. Die Czarin hat indeß gar nicht die Absicht, ihr Ländergebiet zu vergrößern, und ihr ungeheures Reich noch weiter auszudehnen. Rußland kämpft in der Krim nicht für sich, sondern für die Freiheit und Unabhängigkeit eines edlen Volkes, das sich selbstständig und reif genug fühlt, um sich selbst seine Fürsten und Beherrscher wählen zu wollen, und dem die despotische Türkei dieses Recht bestreiten will. Rußlands Kampf in der Tartarei ist einfach ein Kampf der Civilisation und der Freiheit gegen die Barbarei und den Despotismus!

Ah, wie schön und glückverheißend diese Worte in dem Munde eines Gesandten Rußlands klingen, sagte Kaunitz fast lächelnd. Rußland wird indeß zugeben, daß

es nicht überall für diese Principien der Freiheit und Civilisation kämpft, zum Beispiel nicht in Polen, wo es gerade das Gegentheil von dem will, was es in der Tartarei verlangt. Für die Tartaren will Rußland das Recht, sich ihren Fürsten selber wählen zu können; den Polen bestreitet es dieses Recht, und hat ihnen mit Gewalt einen König gegeben, den ganz Polen verschmähete. Ich muß Ew. Durchlaucht gestehen, daß meine Monarchin ihre Mitwirkung zum Frieden zwischen Rußland und der Türkei nur unter der ausdrücklichen Bedingung verspricht, daß Rußland sich verbindlich macht, Polen unvermindert in seinem jetzigen Umfange zu erhalten, und durchaus keinen Theil dieses Landes, weder für sich selbst, noch für irgend eine andere Macht verlangen zu wollen*).

Fürst Gallitzin schaute mit einem raschen Blick in das Antlitz des Fürsten, und begegnete dessen Augen, die mit einem forschenden und durchdringenden Ausdruck auf das Antlitz des Gesandten geheftet waren.

Ew. Durchlaucht sprechen für die Unzertrennbarkeit Polens, sagte Fürst Gallitzin lächelnd, und doch war es Oesterreich, welches dieselbe zuerst angriff, wie mir scheint.

---

*) v. Dohm's Denkwürdigkeiten. Th. 1. S. 492.

Ist nicht auch die Zips, welche Oesterreich besetzt hält, ein Theil von Polen?

Nein, Durchlaucht, denn alsdann würde Oesterreich die Zips nicht beanspruchen. Die Zips gehörte ursprünglich zu Ungarn, und ward an die Türkei verpfändet. Wir werden die Pfandsumme an die Pforte wieder herauszahlen, und die Zips wieder an uns nehmen, ganz auf rechtlichem und natürlichem Wege. Das Alles ist ganz einfach, und hat gar nichts zu schaffen mit dem Schicksale Polens, das jetzt so vielfach bedroht ist. Wir wollen nur, was unser ist, die Zips, und werden, sobald auch Rußland seine Truppen aus Polen zurückzieht, gern alle jetzt von österreichischen Truppen besetzten Landestheile ohne alle Ansprüche wieder an Polen zurückgeben.

Und ohne Zweifel wollen Ew. Durchlaucht auch alles Andere, um welches Polen kämpft und schreit, wieder in Polen restauriren. Seine uralte Verfassung zum Beispiel, diese Constitution, welche sich in das europäische Staatensystem wie der Apfel der Eris hineingeworfen hat, und so lange sie bestehen wird, mit Revolutionen und Umsturz droht!

Nun, was die Verfassung Polens anbetrifft, sagte Kaunitz rasch, so wird man der wohl einige Modifica-

tionen geben können, wie sie dem Interesse der Nachbarn gemäß sind. Es kommt nur darauf an, sich über solche Modificationen zu einigen, und alsdann wird Oesterreich sehr bereit sein, mitzuwirken, um Polen zur Annahme einer revidirten Verfassung zu veranlassen, ja, wenn es sein muß, dazu zu zwingen!

Ah, wenn Ew. Durchlaucht so denken, dann werden wir uns leicht verständigen, rief Fürst Gallitzin freudig, und Ew. Durchlaucht mögen es mir alsdann erlauben, im Namen Rußlands offen zu Oesterreich zu sprechen!

Endlich! sagte Kaunitz aufathmend. Rußland will also endlich sprechen! Bis jetzt handelte es nur, aber ich gestehe, daß seine Handlungen mir unverständlich waren, und daß ich auf eine Erklärung wartete!

Rußland ist mit Oesterreich in demselben Fall, bemerkte Fürst Gallitzin lächelnd, und Ew. Durchlaucht mögen mir gestatten, Sie auf den Widerspruch aufmerksam zu machen, der zwischen Oesterreichs Worten und seinen Handlungen liegt. Der Wiener Hof *sagt*, er will Polen unvermindert erhalten, und er *thut* doch, was wir bis jetzt nicht gewagt haben, er *nimmt* sich ein Stück von Polen.

Vieles wagt man nicht, weil es zu schwierig scheint, und Vieles scheint nur deshalb schwierig, weil es nicht

gewagt wird*), sagte Kaunitz lächelnd. Wir haben gewagt, uns ein Stück von Polen zu nehmen, weil wir ein Recht darauf hatten, und die Schwierigkeit des Unternehmens schreckte uns daher nicht.

Ah, Durchlaucht, rief der Gesandte lächelnd, was Ihre Rechte auf die Zips anbetrifft, so erlaube ich mir zu bemerken, daß es keinen Staat giebt, der nicht alte Ansprüche an seine Nachbaren machen könnte, und demgemäß wäre Jeder berechtigt, zu gelegener Zeit solche Ansprüche geltend zu machen. Auch Rußland, und — auch Preußen haben solche Ansprüche an Polen, und wenn Oesterreich jetzt von den seinen Gebrauch machen will, so erfordert das Princip des Gleichgewichts, daß Preußen und Oesterreich ebenso verfahren, meine erhabene Monarchin ist damit einverstanden, und glaubt von dem König von Preußen gleicher Gesinnung gewiß zu sein. Wenn es also der Kaiserin-Königin und — Ew. Durchlaucht gefällig ist, so werden wir uns über die Ansprüche der drei Höfe auf einige Theile von Polen leicht einigen und verständigen können. Alles kommt darauf an, unsere Ansprüche zu formuliren, die Durch-

---

*) Des Fürsten eigene Worte. Siehe Hormayr Plutarch. 14. Bändchen.

führung derselben wird nachher keine Schwierigkeiten haben.

Ich sehe schon, wir werden uns verständigen, sagte Kaunitz lebhaft. Da Rußland jetzt gesprochen und uns seine Vorschläge gemacht hat, soll es auch Oesterreich bereit finden, zu antworten, und auf seine Vorschläge einzugehen. Vor allen Dingen lassen Sie uns also über den Frieden mit der Türkei uns einigen! Der Wiener Hof übernimmt jetzt die Vermittelung dieses Friedens, und wird denselben zu Stande bringen. Nur erlaube ich mir deshalb den Rath zu geben, es möchte der russische Hof jetzt exorbitante Forderungen stellen, die weit über sein eigenes Wollen hinausgehen, und denen Oesterreich nicht beistimmen kann.

Und auf diese Art wollen Ew. Durchlaucht den Frieden vermitteln? fragte Fürst Gallitzin erstaunt.

Gewiß, denn so exorbitante Forderungen lassen eine Ermäßigung zu; Rußland gelangt damit, indem es anscheinend Oesterreichs Vorstellungen nachgiebt, zu dem, was es eigentlich wollte, und stellt dies in einem Ultimatum auf, dessen Annahme der Wiener Hof der Pforte zur Pflicht machen wird!

Vraiment, Ew. Durchlaucht ist ein großer Diplomat! rief der Gesandte lebhaft.

Wenn ein russischer Gesandter das sagt, muß es die Wahrheit sein! sagte Kaunitz lächelnd. Was Polen anbelangt, so werden wir uns auch darüber leicht verständigen, und vor allen Dingen dabei die Grundsätze des Gleichgewichts strenge im Auge behalten. Ich bitte also nur um baldige Eröffnung, auf welche Theile von Polen die Staaten Rußland und Preußen ihre Ansprüche richten wollen, damit Oesterreich darnach auch den Umfang seiner Ansprüche ermessen und formuliren kann! Ich selbst werde mich sofort mit dem König von Preußen in Einvernehmen setzen, und seine Ansichten über die Grenzen von Polen, wie sie hinfort sein sollen, mir erbitten. Zweierlei ist nur nöthig, um diese Angelegenheiten rasch und glücklich zu Stande zu bringen, und mit dem besten Erfolg zu krönen.

Und das ist?

Erstens: die vollkommenste Offenheit der drei Höfe gegeneinander und Beschleunigung der Verhandlungen, damit Polen nicht etwa schon zur Ruhe gelangt sei, bevor wir kommen, ihm die Ruhe zu bringen!

Ich stimme Eurer Durchlaucht bei. Und zweitens?

Zweitens: ist ein vollkommenes Geheimniß für diese Verhandlungen nothwendig. Frankreich und England dürfen nichts davon erfahren, sondern müssen durch das

fait accompli der Theilung überrascht werden. Die beiden Mächte würden Alles aufbieten, um zwischen uns und Polen zu vermitteln, und die Dinge würden bleiben wie sie sind.

Ich verspreche für meinen Hof und auch für Preußen die strengste Discretion, sagte der Gesandte feierlich. Europa wird erst in dem Augenblick die Pläne der drei Mächte erfahren, wenn es dieselben nicht mehr hindern kann, und wenn unsere einmarschirten Truppen unsere Rechte auf das polnische Gebiet dargethan haben. Alles kommt jetzt nur darauf an, drei völlig gleiche Theile für die drei Mächte zu finden, damit Jeder zufrieden gestellt werde.

Nun, sagte Kaunitz leichthin, indem er nachlässig mit seinen Spitzenmanschetten spielte, wenn es Schwierigkeiten machen sollte, innerhalb Polens drei ganz gleiche Theile für die Besitzergreifung der drei Mächte zu finden, so kann man ja auch leicht einem andern Nachbar, der zu viel Land hat, etwas abnehmen, und die Einwilligung desselben möchte wohl zu erzwingen sein, wenn unsere drei Höfe einig sind.

Fürst Gallitzin schaute mit sichtbarer Betroffenheit in das kalte und ruhige Antlitz des Fürsten. Ew. Durchlaucht reden von einem andern Nachbar? fragte er

zögernd. Aber dieser Nachbar kann doch kein anderer sein als die Pforte selbst?

Es ist allerdings der Nachbar, den ich meine, sagte Kaunitz, gravitätisch mit dem Kopfe nickend. Es ist ein Nachbar, der uns Alle fast ebensoviel beunruhigt, als Polen, und dem gleichfalls ein Aderlaß und eine Verkleinerungsoperation nothwendig wäre. Ich autorisire Ew. Durchlaucht, meinen Vorschlag Ihrem Hof mitzutheilen, und bin begierig die Antwort desselben zu erfahren.

Oh Durchlaucht, Sie werden Rußland immer bereit finden, wenn es gilt sich an seinem Erbfeind, der Türkei, zu bereichern, sagte Fürst Gallitzin lächelnd, indem er aufstand. Es ist für Rußland eine Pflicht der Natur und der Nothwendigkeit, die Türkei seinen Grenzen einzuverleiben, und nur dann, wenn der Fuß des russischen Thrones in Constantinopel steht, wird das Testament des großen Czaren Peter erfüllt sein! — —

Nun, haben Sie jetzt Alles begriffen? fragte Fürst Kaunitz, nachdem der russische Gesandte ihn verlassen hatte. Ich hoffe doch, daß Sie hinter Ihrem Schirm Alles verstanden haben?

Verstanden habe ich Alles, aber begriffen nichts! sagte Herr von Binder, hinter dem Schirm hervor-

kommend. Nein, ich glaube sogar, ich habe falsch verstanden! Denn unmöglich können doch Ew. Durchlaucht, welche mir eben erst aufgetragen haben, van Swieten zu tadeln, weil er die Möglichkeit einer Theilung Polens mit dem König von Preußen besprochen hat, unmöglich können Ew. Durchlaucht, welche eben mit der Pforte einen Tractat abgeschlossen haben, in welchem Sie sich verpflichten, die Rechte Polens zu schützen, unmöglich können Sie jetzt eine Theilung Polens mit Rußland und Preußen beabsichtigen, und doch habe ich das verstanden!

Und Sie haben richtig verstanden, sagte Kaunitz lakonisch. Die Politik macht nicht die Ereignisse, sondern sie läßt sich von ihnen vorwärts schieben. Wir werden dazu getrieben, auch einen Theil von Polen zu nehmen, denn wir verkleinern dadurch wenigstens die Beute, welche die Andern zu machen entschlossen sind.

Ich habe also richtig verstanden in Betreff Polens, sagte Binder hastig. Aber in einem andern Punkt habe ich sicher falsch gehört. Sie haben eben eine Convention mit der Pforte abgeschlossen, und für geleistete Friedensversprechungen zehn Millionen Piaster erhalten. Ist es nicht so?

Es ist so!

Nun also habe ich falsch gehört, rief Herr von Binder aufathmend, falsch verstanden, wenn ich meinte, Ew. Durchlaucht hätten so eben dem russischen Hof vorgeschlagen, wenn man in Polen nicht genug Land zu einer gleichmäßigen Theilung fände, sich noch ein Stück von der Türkei dazu zu nehmen.

Nein, Sie haben richtig gehört, sagte Kaunitz, ich habe das vorgeschlagen. Sie sind langweilig mit Ihren ewigen Fragen und Ihrem albernen, verwunderten Gesicht. Ich fürchte jetzt selber, daß Sie niemals ein guter Politiker und Diplomat werden können, denn Sie sind so einfältig, daß Sie eine ehrliche, unbefangene und moralische Politik für möglich halten, und selbst am grünen Tisch ein Biedermann sein wollen! Ich glaube wahrhaftig, wenn Sie ein Stück von Polen auf Ihrem Wege fänden, Sie wären im Stande es diesem guten König von Polen wiederzubringen, und sich mit einem Botenlohn zu begnügen, und wenn Ihnen die Pforte einige Millionen anböte, so würden Sie dieselben ausschlagen, wenn auch ein völliger Bankerutt in Ihren Kassen wäre! Ich möchte wohl wissen, was aus Oesterreich werden sollte mit einer solchen Politik, welche das Gewissen, statt der Klugheit um Rath fragt, und statt mit ihrem Vortheil sich mit der Moralität beschäftigt.

Nun, dieses Problem wird niemals zu lösen sein, da Ew. Durchlaucht Oesterreichs Geschicke lenken, und keine Spur von Moralität und Gewissen in Ihrer Politik zu sehen ist, brummte Herr von Binder, indem er einen Stoß Papiere nahm, und sich damit in das anstoßende Kabinet zurückzog.

Fürst Kaunitz blickte ihm achselzuckend nach, und schellte dann heftig.

Mein neuer Staatswagen soll vorfahren! befahl er dem eintretenden Monsieur Hippolyt, der aber, statt fortzueilen, verlegen und beklommen an der Thür stehen blieb.

Nun, was ist's? Was steht Er da? fragte der Fürst.

Verzeihung, Ew. Durchlaucht, stotterte der Kammerdiener, der Staatswagen ist noch nicht fertig.

Noch nicht fertig? wiederholte der Fürst mit einer feierlichen Langsamkeit, jedes Wort scharf betonend. Habe ich nicht befohlen, daß der Wagen heute um zwei Uhr fertig sein sollte?

Zu Befehl, Ew. Durchlaucht. Aber der Tapezier, welcher die innere Drapirung zu besorgen hat, behauptet, er könne die Zeichnungen, welche Ew. Durchlaucht ihm gegeben haben, nicht begreifen, und es sei

ihm unmöglich sich danach zu richten. Er hatte nach denselben angefangen zu arbeiten, aber es hat nicht gehen wollen, er hat Alles wieder abreißen müssen, und daher kommt die Verzögerung.

Dieser Mensch untersteht sich zu behaupten, daß er nach meinen, nach meinen mit eigener Hand entworfenen Zeichnungen, nicht arbeiten kann? fragte der Fürst, und ein zorniges Blitzen war in seinen sonst so kalten Augen. Weil er ein ungeschickter Esel ist, der nichts Großes begreifen kann, möchte sich der Kerl den Anstrich geben, als liege die Schuld an meinen Zeichnungen. Es wird noch dahin kommen, daß ich Alles selbst thun muß, was geschmackvoll und schön werden soll! Ich werde wahrhaftig hinunter gehen müssen, mir selbst meine Kutsche zu drapiren, und dem Tapezier zu beweisen, daß er ein Pfuscher ist.

Und der Fürst, in seiner zornigen Aufgeregtheit alle andern Rücksichten vergessend, näherte sich mit raschen Schritten der Thür. Aber vor derselben blieb er stehen. Wieviel Grad sind es heute? fragte er.

Der Kammerdiener flog zu dem an der Außenseite des Fensters aufgehängten Thermometer.

Zwölf Grad Wärme, Durchlaucht!

Nur zwölf Grad! seufzte der Fürst, ich werde es

nicht wagen dürfen, in die Wagenhalle hinab zu gehen. Ist die Kutsche schon auf den Wagenfedern angeschraubt?

Nein, Durchlaucht!

So soll man mir die Kutsche hieher in mein Kabinet bringen, befahl der Fürst. Der Tapezier soll mit den Zeichnungen und den Werkzeugen gleichfalls hieher kommen! Rasch! In zehn Minuten muß Alles hier sein!

Genau nach zehn Minuten öffnete sich die Thür, und die Lakayen brachten auf einer Tragbahre den aus Bronze, Spiegeln und Glasscheiben zusammengesetzten Kutschkasten in das Kabinet des Fürsten. Hinter dem wunderbaren, mit Schnörkeleien, vergoldeten Engeln und Kränzen verzierten Kasten, erschien der Tapezier mit angstvoller, bekümmerter Miene, allerlei Sammet- und Seidenstoffe über seinen Arm geschlagen, und in seiner Rechten die Zeichnung des Fürsten haltend.

Setzt den Kutschkasten dort in die Mitte der Stube hin, befahl der Fürst den Lakayen, und sich dann mit einer olympischen Kopfbewegung an den Tapezier wendend, fragte er: Ist es wahr, daß Er die Unverschämtheit hat, zu behaupten, Er habe nach meiner Zeichnung nicht arbeiten können?

Ew. Durchlaucht mögen mir verzeihen, stotterte der

Mann, aber es ist in dem Innern der Kutsche kein Raum, um alle die Festons, die Schleifen und Rosetten anzubringen, welche Ew. Durchlaucht da auf das Papier aufgezeichnet haben! Ich könnte alle diese Drapirungen nur ganz en miniature machen, und es würde aussehen, wie eine Musterkarte von Drapirungen.

Und das wagt Er, mir zu sagen, mir? rief der Fürst. Meint Er etwa, ich verstände mich nicht ebenso gut auf Sein Handwerk, als auf das Regieren? Meint Er, es sei leichter ein Minister zu sein, als eine Kutsche auszuschlagen? Ich will Ihm beweisen, daß Er ein hochmüthiger Narr ist, und daß, wenn ich will, ich ein besserer Tapezier bin als Er! Mach Er den Schlag auf, ich will Ihm beweisen, daß sich sehr wohl nach meiner Zeichnung arbeiten läßt.

Der Tapezier beeilte sich, die mit goldener Einfassung umgebene Glasthür des Kutschkastens zu öffnen, und der Fürst schritt mit gravitätischem Ernst in denselben hinein.

Jetzt gebe Er mir den Sammet und Atlas her, befahl der Fürst, und halte Er mir die Zeichnung, damit ich darnach arbeiten kann. Ihr Andern aber reicht mir die Nägel zu, und haltet die Nadeln bereit. Ihr sollt jetzt Etwas sehen, dessen Ihr Euch Euer ganzes Leben

lang berühmen könnt! Ihr sollt sehen, wie der Fürst Kaunitz, durch die Dummheit seines Tapeziers gezwungen, sich selber seine Kutsche decoriren muß!

Und der Fürst ergriff den Sammet, und machte sich mit vollkommener Ernsthaftigkeit an's Werk. Bald hörte man in diesem Zimmer, in welchem Kaunitz noch eine Viertelstunde zuvor über die Zukunft von Völkern und Ländern entschieden, Tractate unterzeichnet und Gesandte empfangen hatte, nichts mehr als das Hämmern und Pochen aus dem Innern des Kutschkastens, welchen die allmächtige Hand des Ministers zu decoriren begonnen.

VII.

Die wilde Gräfin.

Graf Starhemberg ging mit hastigen Schritten und ziemlich verstörtem Angesicht in seinem Salon auf und ab, zuweilen einzelne Worte vor sich hinmurmelnd, dann wieder tief aufseufzend wie vor innerem Schrecken und Entsetzen. Zuweilen auch hefteten sich seine düstern Blicke fragend und vorwurfsvoll zugleich auf den jungen Mann, der da in der Fensternische stand, und mit verschränkten Armen und einem sanften Lächeln um die schmalen Lippen dem wunderlichen Treiben des ältern Herrn zuschaute.

Als die große Pendule auf dem Marmorkamin jetzt mit langsamen Schlägen die Stunde verkündete, blieb der Graf vor dem jungen Manne stehen, und sah ihm fest in das sanfte, freundliche Angesicht.

Die halbe Stunde Bedenkzeit ist vorüber, Herr Graf von Esterhazy, sagte er feierlich. Ich habe Ihnen freimüthig und offen bekannt, daß meine Nichte Margaretha eine zwar schöne, und vielleicht auch gutmüthige, aber gewiß sehr heftige und unbändige Dame ist, vor der mein ganzes Haus, ich leider nicht ausgenommen, zittert. Sie hat diesen Jähzorn von ihrem seligen Vater, meinem in Gott ruhenden Bruder geerbt, und ein Unglück war es für sie, daß ihre schöne und sanfte Mutter ihrem Vater bald nachfolgte in die Ewigkeit. Es war nun Niemand da, der den Muth und die Autorität gehabt hätte, ihrem Willen entgegen zu treten, und so ist derselbe niemals gebrochen worden. Ich bitte aber, machen Sie mir keinen Vorwurf daraus, sagen Sie nicht, ich hätte die Comtesse anders erziehen sollen! Ich habe ihr mein ganzes Leben geweiht, ich habe um ihretwillen sogar die Langeweile eines ehelosen Lebens auf mich genommen, um meiner Nichte nicht vielleicht in meiner Gemahlin eine tyrannische Vormünderin zu geben. Auf ihren Todbetten habe ich meinem Bruder und meiner Schwägerin mit einem feierlichen Eid gelobt, ihrem Kinde ein treuer und liebevoller Vater zu sein, und ich habe mein Gelöbniß nach besten Kräften erfüllt. Es ist nicht meine Schuld, wenn meine Nichte indeß nicht

so sanft, hingebend und freundlich ist, wie man das gewöhnlich von Frauen verlangt. Sie hat eben einen leidenschaftlichen, energischen Character, eine starke, männliche Seele, und ich fürchte, sie wird niemals sich einem Gemahl unterwerfen, sondern ebensogut von ihm wie von ihrer übrigen Umgebung Gehorsam verlangen. Nun, mein Herr Graf, dies Alles, was ich Ihnen hier wiederhole, habe ich Ihnen schon einmal gesagt, und dann habe ich Ihnen eine halbe Stunde Bedenkzeit gegeben. Die halbe Stunde ist abgelaufen, und ich frage Sie jetzt, Herr Graf, haben Sie noch den Muth, mir Ihren Antrag zu wiederholen?

Ich habe den Muth, sagte Graf Esterhazy mit sanfter, weicher Stimme. Ich wende mich an Ew. Excellenz, als an den Vormund der Comtesse Margaretha Starhemberg, und bitte Sie, mir das Glück gewähren zu wollen, der Comtesse meine Hand zu reichen, und sie als meine Gemahlin heimzuführen.

Es ist gut, seufzte Graf Starhemberg. Ich habe gethan, was meine Pflicht war, und Sie dürfen mir dereinst keine Vorwürfe machen! Ich nehme Ihren Antrag an! Meine Einwilligung zur Vermählung mit meiner Nichte, der Comtesse Margaretha Starhemberg,

haben Sie! Es kommt nur darauf an, daß Sie auch die Einwilligung der Comtesse selber erlangen!

Ich ersuche Ew. Excellenz, mir zu gestatten, in Ihrer Gegenwart meine Frage an die Comtesse zu richten, sagte Graf Franz Esterhazy ruhig und sanft.

Graf Starhemberg griff seufzend nach der Klingel, und befahl dem eintretenden Diener, die Comtesse Margaretha um die Gnade zu ersuchen, sich einen Moment in den Salon zu bemühen.

Nun, wir werden ja hören, ob sie einwilligt, sagte Graf Starhemberg dann leise vor sich hin, indem er seine raschen Gänge durch den Salon wieder begann.

Die Comtesse wird die Ehre haben zu erscheinen, meldete der zurückkehrende Bediente.

Nun, das ist in der That ein gutes Zeichen, rief Graf Starhemberg aufathmend. Sie pflegt nie zu ungewohnter Stunde in den Salon zu kommen, denn Sie müssen wissen, Sie sind gerade in ihre Musikzeit hineingefallen, und es gehört zu den Wundern, daß sie ihr Piano verläßt, um in den Salon zu kommen. Es ist —

Eben vernahm man draußen im Vorzimmer eine laute zürnende Stimme, dann das Klirren von zerbrechenden Gläsern und einen heftigen Knall, wie wenn

irgend ein metallener Gegenstand heftig zur Erde geschleudert würde.

Das ist meine Nichte, rief Graf Starhemberg zusammenschreckend. Es sind die Fanfaren, mit denen sie ihr Erscheinen ankündigt.

Jetzt ward die Thür heftig aufgerissen, und auf der Schwelle erschien eine Frauengestalt von hohen, majestätischen Formen, von stolzem, imposantem Aeußern. Ihr Antlitz, dessen wundervolle Formen und Lineamente an die antiken Köpfe der Venus erinnerten, würde mit seinen sanftgerötheten Wangen, seinen purpurrothen Lippen, seiner klaren, durchsichtigen Stirn, unter der zwei feine, scharfgezeichnete Augenbrauen sich wölbten, von bezaubernder Lieblichkeit gewesen sein, wenn der Ausdruck ihrer Züge nur ein wenig den Formen ihres Angesichtes entsprochen hätte. Aber in ihren großen schwarzen Augen flackerte ein wildes, zorniges Feuer, das unruhig und unstät, bald hier bald dorthin seine Flammen schoß, und um ihren schönen purpurrothen Mund zeigte sich ein stolzer, verächtlicher Ausdruck, der seinen Wiederschein in der leichten Falte fand, die wie ein dunkler Schatten dann und wann über ihre Stirn dahin fuhr. Ihre Gestalt war von einem wundervollen Ebenmaß der Formen, ihre Büste voll und üppig, und

doch keusch und sittsam, ihre Taille, von außerordentlicher Zartheit und Biegsamkeit, ruhte auf vollen schlanken Hüften, und ihre Arme, die halb entblößt aus dem spitzenbesetzten Aermel ihres purpurrothen Sammetkleides hervorschauten, waren schön und marmorweiß, wie die Arme der Venus von Milos.

Ohne den jungen Grafen Esterhazy zu bemerken, der, überrascht von ihrer wunderbaren und außergewöhnlichen Schönheit, sich tiefer in die Fensternische zurückgezogen hatte, um die Dame ungestörter zu betrachten, schritt die Comtesse gerade auf ihren Oheim zu.

Mein Herr, sagte sie mit lauter, tönender Stimme, Sie werden die Gewogenheit haben, Ihren Kammerdiener Isidor noch heute aus Ihrem Dienst zu entlassen!

Hat er es gewagt, sich gegen Dich zu vergehen, mein Kind? fragte der Graf sanft.

Er ist ein Idiot, ein ungeschicktes Thier, das man mit Peitschenhieben aus dem Hause jagen sollte, rief sie mit flammenden Augen. Stellen Sie sich vor, Oncle, wie ich in das Vorzimmer komme, tritt er mir entgegen mit einem Plateau voll Tassen und Gläsern. Wie er mich erblickt, überfällt ihn ein Zittern, als ob er einen bösen Geist erblickte, er hält das Plateau

schief, und gerade mein Lieblingsglas, das letzte Geschenk meiner seligen Mutter, das, aus welchem ihre sterbenden Lippen den letzten Labetrunk genommen, das Glas fällt vom Plateau zur Erde nieder, und zerschellt!

Ihre vorher so heftige und strenge Stimme war, während sie sprach, immer weicher und sanfter geworden, und erzitterte jetzt, wie in tiefer Rührung. Ihre Augen, welche vorher so zornig blitzten, füllten sich jetzt mit Thränen, die wie große Brillanten an ihren Wimpern hingen. Sie schüttelte aber unwillig ihr Haupt, daß die Thränen wie fallende Sternschnuppen sie umleuchteten, und dann verloschen.

Ich begreife es, mein geliebtes Kind, daß dieser Verlust eines theuren Angedenkens Dich schmerzte, sagte ihr Oheim sanft.

Sie erröthete, als fühle sie sich über einem Unrecht ertappt. Oh, es ist nicht das, sagte sie hart, es ist mir ganz einerlei, ob das Glas ein Andenken war oder nicht, ich hasse solche Empfindsamkeit. Aber mich empört die Ungeschicklichkeit dieses Menschen. Er hat von jeher Alles fallen lassen, was er in die Hand nahm.

Nein, mein Kind, sagte der Graf, er hat Dich zum Beispiel, als Du ein Kind warst, oft Stunden-

lang auf seinen Armen getragen, und hat Dich niemals fallen lassen.

Oncle, Sie sind insupportable mit Ihren Scherzen, rief die Comtesse, unwillig mit ihrem kleinen seidenbeschuheten Fuß den Boden stampfend. Es beliebt Ihnen, diesen grauköpfigen Narren entschuldigen zu wollen, blos um mir zu opponiren, blos um mir zu beweisen, daß Sie der Herr im Hause sind, Sie allein, daß ich nichts bin als eine Waise, die Sie aus Mitleid aufgenommen, die Sie aus Mitleid dulden.

Aber mein Kind —

Still, unterbrechen Sie mich nicht, ich will wenigstens das Recht haben zu sprechen, so lange ich noch in diesem Hause bin. Ich sage es Ihnen, ich werde es nicht dulden, daß dieser ungeschickte alte Mensch noch länger hier herumläuft, und mich durch seine Ungeschicklichkeiten empört. Oh, ich habe ihn diesmal wenigstens gestraft, meine Hand hat seine Wange glühend roth gefärbt.

Wie, Du hast meinen alten Isidor geschlagen? rief der Graf erschrocken.

Ja, geschlagen, sagte die Comtesse, ihrem Oheim mit trotziger, herausfordernder Miene ins Gesicht schauend. Geschlagen habe ich den alten Isidor, und dann habe

ich ihm alle seine Gläser und Tassen, die er auf dem Plateau trug, zur Erde geschleudert, daß sie in Stücken zerschellten, und dann habe ich das Plateau den Scherben nachgeworfen. Haben Sie etwa dagegen etwas einzuwenden, Herr Oncle?

Ich, nein, nicht im Mindesten, sagte der Graf, entsetzt über ihren drohenden, herausfordernden Ton. Nein, wenn es Dir Vergnügen machte, diese Sachen zu zerschlagen, nun so werden wir neue kaufen.

Nein, nicht wir, sondern der Isidor wird diese Dinge wieder kaufen, und er wird sie von seiner Gage bezahlen. Er war Schuld daran, daß ich diese Dinge zerschlug, er also muß gestraft werden, Er allein! Ich bestehe darauf, ich fordere das als einen Act der Gerechtigkeit, den Sie mir schuldig sind.

Mein Gott, und ich weigere mich nicht, es zu thun!

Sie werden das Herrn Isidor sogleich ankündigen.

Aber meine liebe Comtesse, —

Sogleich, unterbrach sie ihn heftig mit dem Fuße stampfend. Mein Gott, wollen Sie es denn zu der einzigen Aufgabe Ihres Lebens machen, mir zu widersprechen?

Der Graf seufzte tief auf, und näherte sich langsam der Thür. Sie sah es, und ein triumphirendes Lächeln

flog durch ihre Züge hin. Nun denn, sagte sie, da Sie sich weigern, werde ich selbst es ihm sagen, ich selbst und ganz allein. Sie sagen ihm kein Wort, Oheim, kein einziges Wort, hören Sie?

Ich werde ihm nichts sagen, Margaretha. Aber willst Du mir jetzt erlauben, von andern Dingen zu sprechen? Du hast in Deiner Heftigkeit —

Mein Oncle, unterbrach sie ihn drohend.

In Deiner vollkommen gerechtfertigten Heftigkeit, verbesserte der Graf, es gar nicht bemerkt, daß wir nicht allein sind, daß wir einen Zuhörer unserer kleinen häuslichen Scene hatten!

Er deutete mit der Hand nach der Fensternische hin, in deren äußerste Ecke, halb geborgen von den schweren, seidenen Vorhängen, der junge Graf Esterhazy sich zurückgezogen hatte.

Die Comtesse folgte dem Wink ihres Oncles, und den jungen Mann gewahrend, brach sie in ein lautes, fröhliches Gelächter aus.

Fürchten Sie nichts, mein Herr, sagte sie dann, wagen Sie es nur immerhin hervorzutreten. Ich bin keine Katze, welche Mäuse verschlingt. Ah, Sie haben uns belauscht. Nun, wenn Sie ein dramatischer Dichter sind, so wünsche ich Ihnen Glück dazu, denn Sie konn=

ten kein besseres Vorbild eines närrischen Vormunds und einer widerspenstigen tollen Mündel finden!

Leider aber bin ich kein Dichter, seufzte der junge Mann, aus seiner Nische hervortretend, und sich tief vor der Gräfin verneigend. Wäre ich ein Dichter, so würde ich noch heute hundert Sonnette auf die zornflammende Juno schreiben, deren Zorn sie nur noch schöner, noch unwiderstehlicher macht.

Oncle, sagte die Comtesse ernst, und plötzlich die stolze Miene einer vornehmen Dame annehmend, ich bitte Sie, mir gütigst diesen fremden Herrn, der sich erlaubt, mir so fade Complimente zu machen, in aller Form vorzustellen.

Meine liebe Nichte, ich habe die Ehre, Dir den Grafen Franz Esterhazy vorzustellen, welcher seit gestern von einem mehrjährigen Aufenthalt in Italien zurückgekehrt, und ein besonderer Schützling der Kaiserin Maria Theresia ist.

Nun, Oncle, das Letztere ist eben keine gute Empfehlung, lachte die Comtesse, denn gehöre ich nicht auch zu den besondern Schützlingen ihrer Majestät? Haben Sie mir nicht oft genug, und jedes Mal dann, wenn die Kaiserin mich durch irgend eine tyrannische Gnade be-

müthigte, gesagt, daß ich eine besondere Favoritin der Kaiserin bin?

Gewiß, mein Kind, das bist Du, betheuerte der Graf.

Nun also sehen Sie, daß man eben nicht gut und liebenswürdig zu sein nöthig hat, um zu diesem Vorzug zu gelangen, rief die junge Dame fast verächtlich. Ich meinestheils wollte außerdem, die Kaiserin liebte mich weniger, ich würde dann vielleicht nicht nöthig haben, ihre langen und heftigen Strafpredigten anzuhören, mit denen sie mich jedesmal, wenn ich bei Hofe erscheine, zu begnadigen geruht.

Und es ist deshalb, daß Sie so selten bei Hofe erscheinen? fragte Graf Esterhazy lächelnd. Ich hörte bei Hofe darüber klagen.

Hat Ihro Majestät sich darüber beklagt? fragte Graf Starhemberg ängstlich.

Nein, Excellenz, es war nicht die Kaiserin, sondern der junge Kaiser Joseph, welcher sich beklagte.

Und was sagte er?

Darf ich seine Worte wiederholen? fragte Graf Esterhazy, sich an die Comtesse wendend.

Sie nickte, und stützte sich wie zufällig an die hohe Lehne eines Fauteuils.

Nun denn, ich war gestern in der Soirée der Kaiserin, und der Kaiser, welcher mir, dem Spielgefährten seiner Kindheit, mit der größten Herzlichkeit entgegen kam, übernahm es selbst, mir die Namen aller der schönen jungen Damen zu sagen, die ich da erblickte, und die mir, dem heimkehrenden Barbaren, alle fremd waren. Da sagte der Kaiser: „die schönste unserer jungen Damen kann ich Ihnen zu meinem Bedauern nicht zeigen, denn sie kommt seit einiger Zeit sehr selten zu uns. Aber wenn Sie sie sähen, würden Sie mir Recht geben, denn ich behaupte, daß die Gräfin Margaretha von Starhemberg schön ist wie eine Juno und eine Venus zu gleicher Zeit!"

Das sagte der Kaiser? rief der Graf freudig.

Das sagte er, betheuerte Esterhazy.

Margaretha sagte kein Wort, sie stand da mit niedergeschlagenen Augen; ihre rosigen Wangen waren plötzlich erblaßt, ihre Lippen schmerzlich auf einander gepreßt. Auf einmal aber warf sie ihr Haupt wieder empor, und ein spöttisches Lächeln tönte von ihren Lippen.

Ich wette, daß die Kaiserin und die übrigen Damen Ihnen einen Commentar zu den Worten des Kaisers gegeben haben, sagte sie mit schneidender Stimme.

Nun, nicht wahr, ich habe Recht? fuhr sie fort, als der Graf schwieg. Ich fordere von Ihnen, daß Sie mir auch das sagen, denn Sie werden nicht die Albernheit begehen wollen, mir nur die Schmeicheleien und nicht die Wahrheiten mitzutheilen. Nun, mein Herr Graf Esterhazy, was sagte Ihro Majestät die Kaiserin?

Comtesse, ich weiß nicht —

Sie wissen es sehr wohl, und ich verlange, daß Sie mir Alles sagen. Jede Zögerung wäre eine Beleidigung!

Nun denn, da Sie befehlen, so hören Sie! Die Kaiserin hatte allerdings die Worte ihres kaiserlichen Sohnes gehört, und sie sagte seufzend: „es ist wahr, sie ist schön wie eine Göttin, aber man sollte sie eigentlich nur der Eris, der Göttin der Zwietracht, vergleichen! Sie ist wild und unbändig wie diese.“ —

Ah, sehr witzig, in der That, rief die Comtesse mit einem scharfen Lachen.

Und der Kaiser? fragte ihr Oheim.

Der Kaiser, fuhr Graf Esterhazy fort, der Kaiser runzelte ein wenig die Stirn, und blickte die Damen, welche lachten, fast zürnend an. Majestät haben Recht, sagte er, sie gleicht jetzt der Göttin Eris. Aber die Mythologie erzählt uns nicht, ob diese wilde Göttin

zuletzt auch noch vom Gott Amor bezwungen worden ist. Die Liebe macht die wildesten Frauenherzen zahm.

Die Gräfin stieß einen Schrei aus, und faßte mit ihren beiden Händen krampfhaft die Lehne des Stuhls, neben welchem sie stand. Ihre Augen schlossen sich, und eine tödtliche Blässe bedeckte ihr Antlitz.

Ihr Oheim eilte zu ihr, und sie sanft und zärtlich mit seinen beiden Armen umschlingend, fragte er erschrocken: mein Kind, mein geliebtes Kind, was fehlt Dir?

Sie lehnte einen Moment ihr Haupt an seine Schulter, und ein leises Stöhnen kam aus ihrer Brust hervor. Dann fuhr sie empor, und eine tiefe Purpurgluth schoß auf einmal in ihre Wangen.

Es ist nichts, sagte sie rauh, ein plötzlicher Schwindel, der mich oftmals ergreift. Jetzt ist es schon wieder vorüber!

Und sich mit einer stolzen Kopfbewegung an den Grafen Esterhazy wendend, sagte sie mit dem strengen Ton einer Gebieterin: Sie werden wohl die Güte haben, über dies kleine Intermezzo, das nicht mein Ich, sondern nur mein Körper verschuldet hat, zu schweigen. Es würde mich verdrießen, wenn die empfindsamen Damen bei Hofe erführen, daß ich auch meine empfind-

samen Momente haben kann. Aber sie sind Gott sei Dank selten, und jetzt hoffe ich wieder auf Jahre von ihnen verschont zu werden. Uebrigens freut es mich, daß ich die Worte der Kaiserin Ihnen sofort als eine Wahrheit bestätigt, und mich Ihnen in der That als Göttin Eris gezeigt habe. Sie kamen doch ohne Zweifel aus Neugierde her, um die neue Eris kennen zu lernen.

Nein, gnädigste Comtesse, sagte Graf Esterhazy feierlich, ich kam in einer für mich sehr ernsten und heiligen Angelegenheit hieher, und wenn ich mir jetzt erlaube, zu Ihnen von derselben zu sprechen, so darf ich sagen, daß dies mit der Genehmigung des Herrn Grafen Starhemberg, Ihres Oheims und Vormundes, geschieht. Ich bin gekommen, Comtesse Margaretha, um Sie zu bitten, meine Gemahlin zu werden, und meine Hand anzunehmen!

Die Gräfin schreckte zusammen, wie von einem Blitzstrahl getroffen, und starrte mit großen, flammenden Augen, sprachlos vor Erstaunen, in das sanfte, freundliche Antlitz des blonden jungen Grafen.

Sie antworten mir nicht, Comtesse? fragte er mild. Ich sagte Ihnen, daß ich die gnädige Zusicherung Ihres Oheims gewonnen habe. Fügen Sie die Ihre hinzu,

Gräfin. Entschließen Sie sich, die Meine zu werden. Ich werde es zur einzigen und heiligsten Aufgabe meines Lebens werden lassen, Sie zufrieden und glücklich zu machen, und vielleicht gelingt es meinem Streben, mir Ihr Vertrauen, Ihre Achtung zu gewinnen, vielleicht mögen Sie eines Tages, gerührt von meiner treuen, nie wankenden, vertrauensvollen Liebe, mir in Ihrer Gegenliebe die herrlichste und ersehnteste Vergeltung schenken. Sprechen Sie also, Comtesse, sagen Sie, daß Sie meine kühnsten Wünsche erhören, daß Sie meine Gemahlin werden wollen!

Niemals, niemals wird das geschehen, rief sie mit heftiger Gewalt, ihre beiden Arme vor sich herstreckend, als wolle sie das Unheil, welches sie bedrohte, von sich abwehren. Niemals werde ich das Weib irgend eines Mannes werden. Ich bin nicht dazu gemacht, mich in Gehorsam und Demuth vor irgend Jemand zu beugen, nicht dazu gemacht, einen andern Willen über dem meinen anzuerkennen!

Ich werde das auch niemals fordern, sagte der Graf sanft. Sie werden in meinem Hause die Herrin sein, wie Sie es hier sind, ich fordere nichts als das unbestrittene Recht, Ihr erster, Ihr treuester Diener zu

sein, und jeden Ihrer Wünsche erlauschen zu dürfen, um ihn sofort zu erfüllen!

Unglücklicher, Sie wissen nicht, was Sie da fordern, rief sie entsetzt. Fragen Sie meinen Oheim, fragen Sie alle unsere Hausgenossen, und sie Alle werden Ihnen sagen, daß ich die unduldsamste, launenhafteste Tyrannin bin, welche in jeder Stunde zwanzigmal ihre Wünsche ändert, und heute das verabscheut, was sie gestern begehrte. Oh, Sie wollen mein Gemahl werden? Mein Gott, hat Sie mein Oheim denn nicht gewarnt vor mir? Haben Sie keine Freunde, keine Verwandte, welche Sie zurückhalten konnten von Ihrem tollen Vorhaben? Ich habe ja niemals geheuchelt und schön gethan, die Leute auf der Straße wissen von mir, jedes Kind weiß zu erzählen von der wilden Gräfin Starhemberg, die ihre Diener schlägt, wie ein Kobold im Hause herum tobt, und auf wilden Rennern oft durch die Straßen jagt, wie ein ungebändigter Mann.

Die Liebe macht die wildesten Frauenherzen zahm, so hat der Kaiser gesagt, rief Esterhazy lächelnd.

Margaretha zuckte zusammen, und schleuderte auf ihn einen vollen Zornesblitz.

Aber ich liebe Sie nicht, rief sie stürmisch, ich werde Sie nicht lieben, werde niemals einen Mann lieben,

und niemals ohne Liebe einen Gemahl annehmen. Sprechen wir also nicht mehr davon, die Sache ist abgethan!

Nein, sagte der Graf, ihre Hand fassend, und ihr zärtlich und flehend in das erglühte Antlitz schauend, nein, die Sache ist nicht abgethan, und ich beschwöre Sie, sprechen wir noch davon, ich beschwöre Sie, weisen Sie mich nicht zurück. —

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür und ein Lakay trat ein mit einem goldenen Teller in der Hand, auf welchem ein Brief lag.

Von Ihrer Majestät der Kaiserin, an den Herrn Grafen, sagte der Diener auf Graf Starhemberg zuschreitend. Der Graf nahm den Brief, und zog sich mit demselben in eine Fensternische zurück, während der Diener leise auf den Zehen wieder hinausging.

Gräfin Margaretha, fuhr Esterhazy dringend fort, noch einmal beschwöre ich Sie, nehmen Sie meine Hand an, werden Sie meine Gemahlin!

Sie schleuderte auf ihn einen Blick finsterer Verachtung. Ich habe Ihnen ja gesagt, daß ich Sie nicht lieben kann, rief sie. Ein Mann von Ehre schweigt, und zieht sich zurück, wenn er solches Geständniß hört.

Ein Mann von Muth schweigt nicht, sondern hofft,

doch noch zuletzt das Ziel zu erringen, nach welchem er strebt, sagte der Graf lächelnd. Wenn man um ein köstliches Glück wirbt, kann man nicht erwarten, daß es ohne Kampf sich erobern läßt, nur dem beharrlichen Werben ergiebt es sich!

Phrasen! Elende Phrasen! rief sie verächtlich. Ihr Auge, welches mit einem stolzen Ausdruck die schlanke, zierliche Gestalt des Grafen streifte, begegnete dann ganz zufällig in dem großen Spiegel, in dessen Nähe sie standen, ihrem eigenen Bilde.

Sehen Sie dorthin, sagte sie, mit erhobener Hand in den Spiegel deutend, sehen Sie, der Spiegel, welcher unser Beider Bild wiederstrahlt, möge Ihnen Antwort geben auf Ihre Frage. Sehen Sie da diese Frau, welche den jungen Mann um eine Kopfeslänge fast überragt, sehen Sie ihr schwarzes Haar, ihre wilden Augen, ihre ganze kecke, energische Erscheinung! Und nun sehen Sie diesen jungen Herrn, so niedlich, so zierlich und klein, wie die allerliebsten Nippesfiguren, die auf meinem Guéridon stehen. Sehen Sie seine sanften blauen Augen, die gar nicht zürnen können, und seine schlichten blonden Haare, die niemals durch das Kräuseln einer eigensinnigen Locke beunruhigt worden sind. Ah, mein Herr Graf, wenn ich der Mann, und Sie

das Weib wären, dann möchte diese Ehe möglich sein! So aber ist sie unmöglich! Ich würde Sie tödten mit meiner Heftigkeit, oder Sie würden mich rasend machen mit Ihrer blonden Sanftmuth. Nein, nein, mein Herr, Sie sind für mich zu blond! Ich kann niemals Ihre Gemahlin werden!

Sie machte ihm eine tiefe, ceremonielle Verbeugung, und wandte sich ab, um das Zimmer zu verlassen. Plötzlich fühlte sie sich zurückgehalten von einer Hand, welche sich auf ihre Schulter legte, und als sie sich umwandte, begegnete sie den Augen ihres Oheims, die mit einem angstvollen, mitleidigen Ausdruck auf ihr ruhten.

Mein Kind, sagte der alte Herr mit unsicherer Stimme, ich beschwöre Dich zu bleiben, und den Herrn Grafen Esterhazy nicht im Zorn von Dir zu weisen. Er ist ein edler, reicher und angesehener Cavalier, ganz geeignet der Gemahl meiner schönen Nichte zu werden. Ich bitte Dich also, gieb seinem Flehen nach, entschließe Dich seine Gemahlin zu werden!

Der Herr Graf steht ab von seinem thörichten Wunsch, mein Oncle, sagte die Gräfin ruhig, ich habe ihm gesagt, daß ich ihn niemals lieben werde, das genügt ihm, um zurückzutreten!

Aber, mein armes Kind, Du wirst versuchen müssen, ihn zu lieben, rief der Graf. Du darfst die Hand des Grafen nicht ausschlagen!

Wie? ich darf nicht? sagte sie mit drohender Stimme, und ihre Augen flammten in wildem Zorn.

Nein, Du darfst nicht, wiederholte der alte Graf zitternd. Die Kaiserin befiehlt es! Die Kaiserin will, daß Du dem Grafen Esterhazy Deine Hand reichst. Lies hier das Handbillet, das ich so eben von ihrer kaiserlichen Majestät empfangen habe!

Margaretha stieß einen wilden Schrei aus, und entriß das dargereichte Papier den Händen des Grafen. Mit weit aufgerissenen Augen starrte sie es an, ihre ganze Gestalt zitterte wie im Fieberfrost, ihre Lippen waren fest aufeinander gepreßt, als wollten sie den Schrei der Wuth zurückhalten.

Lesen Sie, mein Oheim, lesen Sie, sagte sie dann nach einer Pause, dem Grafen das Blatt wieder dar- reichend. Ich vermag es nicht, es schwirrt vor meinen Augen, die Buchstaben tanzen wild durcheinander. Lesen Sie, ich werde mindestens hören können!

Der Graf nahm seufzend das Blatt, und las: „Lieber Graf Starhemberg. Es ist mein Wunsch und mein fester Wille, daß Seine Nichte, die Comtesse Mar-

garetha, sich endlich vermähle, und eines ehrbaren, reichen und vornehmen Cavaliers ehrbare Gemahlin werde. Sie wird alsdann wohl ihr wildes Wesen verlieren, und eine sittsame, tugendhafte Hausfrau werden. Hab' gehört daß der junge Graf Franz von Esterhazy werben will um Seine schöne Nichte. Befehle ihr hierdurch auf das Strengste und Nachdrücklichste, die Hand des Herrn Grafen anzunehmen und seine Gemahlin zu werden. Sie hat lange genug mit ihrem wilden Wesen die Freier von sich geschreckt, und unsern andern Damen ein schlimmes Beispiel gegeben. Will's nit länger dulden, soll ihren starren Sinn zähmen lassen durch die Liebe. Sag Er ihr, daß ich befehle, sie soll die Hand des Grafen Esterhazy annehmen. Hab' wohl ein Recht dazu als ihre Kaiserin und ihre Pathin. In acht Tagen ist die Trauung, und ich selbst werd' dabei zugegen sein. In acht Tagen ist die Trauung oder die Comtesse Margaretha geht in acht Tagen in ein Kloster! Das ist mein Ultimatum! Im Uebrigen bleibe ich Seine wohl affectionirte Kaiserin Maria Theresia!" —

VIII.

Eine gezwungene Ehe.

Eine lange Pause trat ein, als der Graf das Billet zu Ende gelesen. Die Gräfin stand da, starr und bleich wie ein Marmorbild, die großen, glühenden Augen noch immer fest auf die Lippen ihres Oheims gerichtet, als lausche sie noch immer seinen Worten. Der junge Graf betrachtete sie mit schüchternen Blicken, und seine sanften Mienen zeugten von einer ruhigen, unerschütterlichen Entschlossenheit.

Du siehst, mein Kind, sagte der alte Graf nach einer langen Pause, es ist unabänderlich. Die Kaiserin befiehlt, und es bleibt Dir nichts weiter übrig als zu gehorchen.

Nein, nein! rief sie zusammenfahrend, und wie aus einem Traum emporschreckend. Nein, ich werde nicht

gehorchen. Ich werde nicht die Gemahlin dieses Mannes werden.

Dann wirst Du in ein Kloster gehen müssen, seufzte der Graf traurig.

Ich werde auch das nicht thun, rief sie triumphirend, und auf einmal leuchtete ihr Antlitz freudig auf, und ihre Augen flammten wieder in dem gewohnten Feuer. Nein, ich werde mich nicht vermählen, und ich werde auch nicht in ein Kloster gehen! Es giebt ein Mittel, uns Alle zu retten! — Und indem sie sich mit einem bezaubernden Lächeln an den Grafen Esterhazy wandte, fuhr sie fort: in Ihrer Hand liegt dieses Mittel, und Sie werden, Sie müssen es ergreifen! Sie haben gehört, was die Kaiserin geschrieben! Sie haben ihren tyrannischen Befehl vernommen. Das Ehestiften ist einmal die große Passion der Kaiserin, und ich bin ein neues Opfer, das sie dieser Leidenschaft darbringt. Sie haben gehört, daß Maria Theresia mir als meine Kaiserin und meine Pathin befiehlt, entweder mich Ihnen zu vermählen oder in ein Kloster zu gehen. Wenn es sich um eine Ehestiftung handelt, ist die Kaiserin unbeugsam, und alles Flehen ist vergeblich! Retten Sie mich also, retten Sie mich! Ich kann nicht Ihre Gemahlin werden, denn ich sagte es Ihnen schon, ich liebe

Sie nicht, werde Sie niemals lieben! Ich kann aber auch nicht in ein Kloster gehen, mein ganzes Herz bäumt sich auf, wenn ich nur daran denke. Ich muß frei sein, frei wie der Vogel in der Luft, ich kann mich nicht fesseln und binden, mir nicht die Schwingen meiner Seele lähmen lassen! Retten Sie mich also, denn Sie, Sie sind ja frei! Sie sind durch keinen Befehl gezwungen, durch keine tyrannische Drohung eingeschüchtert. Sie können frei über Ihren Willen und Ihre Hand schalten. Treten Sie also zurück, gehen Sie zur Kaiserin, sagen Sie ihr: Ew. Majestät sind in einem Irrthum befangen. Es war niemals mein Wunsch, mich der Gräfin Starhemberg zu vermählen, und niemals habe ich die ernste Absicht gehabt, um sie zu werben! Sagen Sie ihr das, und ich bin frei, und der tyrannische Befehl der Kaiserin ist fruchtlos!

Sie hatte ihre kleinen, durchsichtig weißen Hände gefalten, und blickte ihn flehend an.

Der junge Graf schüttelte leise das Haupt. Ich kann nicht so zu der Kaiserin sprechen, sagte er sanft, denn es ist die Kaiserin, welche mich hieher geschickt hat!

Die Kaiserin hat Sie hieher geschickt! rief die Gräfin, indem sie, wie eine gereizte Tigerin vorwärts springend,

mit flammensprühenden Blicken dem Grafen in's Antlitz schaute. Sie sind also nicht gekommen aus freiem Antrieb, es ist die Kaiserin, welche Ihnen befohlen hat, um meine Hand zu werben!

Ja, es ist die Kaiserin, welche es mir geboten hat, sagte der junge Graf mit seiner unerschütterlichen Sanftmuth.

Die Gräfin brach in ein lautes, wildes Gelächter aus. Das also war die glühende Liebe, von welcher Sie mir ein so rührendes Mährchen erzählten, rief sie, das Ihr zärtlicher Wunsch, mich glücklich zu machen, und Ihr ganzes Leben mir zu weihen. Die Kaiserin hatte Ihnen befohlen, um meine Hand zu werben, und Sie sind wie ein Schulknabe, der die Ruthe fürchtet, wenn er nicht gehorcht, hieher gekommen, um den Willen der Kaiserin zu erfüllen! Oh warum bin ich kein Mann! Beim ewigen Gott, mir sollte man solche Schmach nicht anthun!

Es ist wahr, sagte Graf Esterhazy, die Kaiserin hatte mir befohlen, um Ihre Hand zu werben. Aber seit ich das Glück hatte, Sie zu sehen, war es nicht mehr der Befehl der Kaiserin, welcher mich nach Ihrem Besitz streben läßt, sondern der glühende Wunsch meines Herzens.

Still, sagte sie mit rauher Stimme, lassen Sie diese Albernheiten, an welche Niemand glaubt! Sie waren entschlossen, dem Befehl der Kaiserin zu gehorchen, bevor Sie mich kannten. Aber jetzt haben Sie mich gesehen, jetzt haben Sie hier eine Scene erlebt, welche Ihnen mein ganzes unbändiges, leidenschaftliches Wesen enthüllt hat, jetzt haben Sie gesehen, daß die Menschen Recht haben, welche mich „die wilde Gräfin" nennen! Gehen Sie also zur Kaiserin, sagen Sie ihr das! Sagen Sie ihr, daß ich bereit wäre, Ihnen meine Hand zu geben, daß Sie aber nicht wollen, daß Sie zurückschaudern vor einer Verbindung mit mir!

Ah, dies wäre eine Beleidigung für Sie! rief der Graf entsetzt.

Was liegt mir daran, ob Sie mich beleidigen, wenn Sie mich damit nur frei lassen! rief sie verächtlich.

Ich selber werde niemals einem schönen, edlen Mädchen solche Beleidigung anthun, sagte Esterhazy entschlossen.

Füge Dich also, mein Kind, füge Dich, flehete Graf Starhemberg mit Thränen in den Augen. Oh es ist zum ersten Mal, daß Dein Wille gebrochen wird, und deshalb ist auch der Kampf nun so schwer. Beuge Dein

stolzes Herz, mein armes Kind, und unterwirf Dich dem Befehl der Kaiserin. Du siehst es wohl, aller Widerstand ist vergeblich.

Ich beuge mich nicht, rief sie, sich stolz aufrichtend, und ihr Haupt schüttelnd. Ich will nicht, ich kann nicht die Gemahlin dieses Mannes werden! Mein Oheim, ich bitte Sie, lassen Sie mich einen Augenblick allein mit ihm! Treten Sie auf einige Minuten in Ihr Cabinet dort. Ich habe dem Herrn Grafen nur einige Worte zu sagen, die Niemand hören darf!

Ihr Oheim verneigte sich, und durch den Salon eilend, öffnete er die Thür zu dem anstoßenden Cabinet.

Die Gräfin blickte ihm nach, bis die Thür sich hinter ihm geschlossen hatte. Dann wandte sie sich wieder dem Grafen zu.

Jetzt, mein Herr, sagte sie ernst und feierlich, jetzt sind wir allein, und Niemand als Gott wird jetzt außer uns das Geheimniß hören, das ich Ihnen sagen will, und das bis jetzt Niemand außer Gott gekannt hat. Schwören Sie mir bei Allem, was Ihnen heilig ist, schwören Sie mir bei dem Andenken an Ihre Mutter, daß Ihre Lippe niemals das Geheimniß verrathen will, welches ich Ihnen jetzt mittheilen werde!

Ich schwöre Ihnen bei Allem, was mir heilig ist,

bei dem Andenken an meine Mutter, das Geheimniß, welches Sie mir mittheilen, niemals mit einem Wort, einem Blick, einer Andeutung zu verrathen!

Sie nickte leicht mit dem Kopf, als nehme sie seinen Schwur an. Und jetzt, sagte sie aufathmend, und eine glühende Röthe übergoß auf einmal ihr Gesicht und ihren Hals, jetzt will ich Ihnen sagen, weshalb ich niemals die Ihre werden kann! Ich, — sie stockte, und senkte ihr Haupt matt und kraftlos auf ihre Brust, aus der sich schwere Seufzer emporrangen. Ich liebe einen Andern, flüsterte sie dann kaum hörbar. Ja, fuhr sie nach einer Pause fort, und wie sie nun ihr Haupt wieder emporrichtete, strahlte ihr Antlitz in seligem Entzücken, ja, ich liebe einen Andern, liebe ihn mit meiner ganzen Seele, meinem ganzen Herzen, mit jedem Pulsschlag meines Daseins; jeder Gedanke an ihn ist ein Gebet für ihn, all mein Wünschen, mein Hoffen, mein Sehnen richtet sich auf ihn. Für ihn möchte ich sterben, für ihn meine Seligkeit hingeben! Sie wissen es jetzt, ich liebe einen Andern, und nun begreifen Sie, daß ich niemals die Ihre werden kann, und jetzt, nicht wahr, werden Sie hingehen, und der Kaiserin sagen, daß *Sie* mich nicht heirathen wollen? Jetzt werden Sie mich frei geben, indem Sie meine Hand ausschlagen?

Graf Esterhazy lächelte mitleidig. Es ist ein schlechtes Mährchen, Comtesse, welches Sie da ersonnen haben, um sich frei zu machen, sagte er. Vor wenigen Minuten erst sagten Sie, daß Sie niemals irgend einen Mann lieben, niemals die Gemahlin irgend eines Mannes werden wollten.

Ich sagte es, um mich frei zu machen, glauben Sie es mir! bat sie fast demüthig.

Nein, ich glaube es Ihnen nicht, sagte der Graf gelassen. Weil Sie jetzt sich frei machen wollen, deshalb haben Sie dieses Märchen erfunden. Nein, Sie lieben keinen Andern, nein, Ihr Herz ist kalt und stolz wie das der Juno.

Oh, ich wünschte, Sie hätten Recht, rief sie schmerzvoll. Ich wünschte, diese Lippen, welche Ihnen von meiner Liebe erzählten, hätten gelogen. Denn diese Liebe ist mein Unglück und meine Pein, ich werde durch sie sterben oder verloren gehen. Sehen Sie mich an, mein Herr, sehen Sie mir fest in's Auge, glauben Sie noch, daß ich Ihnen eine Unwahrheit gesagt?

Nein, Gräfin, ich will Ihnen glauben, sagte der Graf nach einer Pause, in welcher er sie ernst und schweigend betrachtet hatte, will den Thränen glauben, welche in Ihren Augen glänzen. Aber jetzt beantworten

Sie mir noch eine Frage. Sie haben mir durch Ihr Vertrauen das Recht zu derselben gegeben.

Fragen Sie, sagte die Gräfin.

Wird Ihre Liebe nicht erwiedert? Ist sie dem glücklichen und beneidenswerthen Mann, dem Sie dieselbe weihen, nicht bekannt? Glüht er nicht vor Verlangen, das schönste, keuscheste und stolzeste Weib, welches ihn liebt, zu seiner Gemahlin zu machen?

Sie schwieg und schien mit sich selbst zu ringen. Ein Zittern durchflog ihre Glieder, und Todtenblässe bedeckte ihr Angesicht.

Nein, sagte sie endlich mit bebender Stimme, nein, er ahnt es nicht, und darf es nicht ahnen, daß ich ihn liebe, und niemals, wenn er es auch wüßte, würde er daran denken können, mir seine Hand zu reichen. Wir sind getrennt für alle Zeit und Ewigkeit!

Dann, sagte Esterhazy ernst und fest, dann ist er also auch kein Hinderniß, welches sich unserer Vermählung entgegen setzen kann. Bewahren Sie immerhin in Ihrem Herzen diese Liebe, welche von keinem Menschen gekannt wird, bauen Sie in Ihrem Herzen Altäre für Ihren unbekannten Gott, und schmücken Sie diese Altäre mit den schönsten Blüthen Ihrer Gedanken. Ich werde nicht eifersüchtig darauf sein, ich werde niemals mich

bemühen, den Namen dieses unbekannten Gottes kennen zu lernen. Ihr Geheimniß ist in meiner Seele begraben, und ich werde es niemals wieder mit einer Sylbe entweihen. Ich meinestheils habe Ihnen kein gleiches Geständniß zu machen. Mein Herz stand noch wie ein neugebauter Palast weit auf mit allen seinen Thüren und Fenstern, bereit seine Herrin zu empfangen, und da die Kaiserin Maria Theresia mir jetzt meine Herrin zuführt, jauchzt ihr mein Herz entgegen und nimmt sie freudig an.

Die Gräfin stieß einen Schrei aus, und legte mit einer heftigen Bewegung ihre Hand auf seinen Arm. Sie wollen also nicht zurücktreten? fragte sie athemlos. Sie haben gehört, daß ich einen Andern liebe, und trotz dieses Geständnisses wollen Sie mich zu Ihrer Gemahlin annehmen?

Madame, Sie haben mir gesagt, daß *Ihre* Liebe eine hoffnungslose ist, erlauben Sie also der *meinen*, daß sie auf die Zukunft hoffen darf! Eines Tages wird es ihr vielleicht gelingen, Ihr Herz zu rühren, und Sie werden mir alsdann die heutige Stunde vergeben!

Aber Sie lieben mich ja nicht, rief sie heftig. Es ist ja nur der Befehl der Kaiserin, welcher Sie um meine Hand werben läßt!

Und die Esterhazy's sind von jeher die treuen und gehorsamen Vasallen der Kaiserin gewesen, sagte der Graf ernst. Was ihnen die Kaiserin befiehlt, das machen Sie zur Sache ihres Herzens, und stehen nimmer davon ab, und führen es aus, müßten sie auch ihr Leben und ihre Seligkeit lassen! Erlauben Sie mir also, Gräfin, das zu thun, was meine erhabene Kaiserin mir geboten hat, und was mir nicht blos eine Pflicht, sondern auch ein stolzes Glück ist! Ich wage es noch einmal, um Ihre Hand zu werben, ich bitte Sie, daß Sie mir das Glück gewähren, meine Gemahlin zu werden!

Wehe Ihnen, wenn ich einwillige, nach dieser Stunde einwillige! rief sie mit flammenden Augen und drohender Geberde. Ich habe mich vor Ihnen bis zur Bitte erniedrigt, und es ist vergeblich gewesen! Ich habe vor Ihnen die Schleier aufgedeckt, welche mein Herz vor der ganzen Welt verhüllen, und Sie haben sich nicht zurückschrecken lassen! Niemals werde ich Ihnen das verzeihen! Ich sagte Ihnen vorher, daß ich Sie niemals lieben würde, jetzt sage ich Ihnen, daß, wenn ich gezwungen werde Sie zu heirathen, und wider meinen Willen Ihre Gemahlin zu werden, ich Sie hassen werde, als meinen tödtlichsten Feind!

Vom Haß bis zur Liebe ist oft nur Ein Schritt, sagte Graf Esterhazy achselzuckend, erlauben Sie mir darauf zu hoffen, daß Sie dereinst für mich diesen Einen Schritt thun werden!

Ein drohender, fürchterlicher Schrei tönte von ihren Lippen, ihre Augen schossen Funken, und mit einer blitzartigen Bewegung hob sie den Arm mit der kleinen geballten Faust empor. Dann aber ließ sie ihn, beschämt gleichsam über ihre eigene Heftigkeit, wieder sinken, und starrte den Grafen an, als wollte sie auf dem Grunde seiner Seele lesen.

Eine lange Pause trat ein. Es ist gut, sagte die Gräfin dann, und ihr Wesen zeigte jetzt eine kalte, stolze Ruhe. Sie haben mich zum Kampf herausgefordert, und ich nehme ihn an. Wir werden ja sehen, wer Sieger sein wird! Nur das sage ich ihnen, wenn Sie es sind, so wird Ihr Sieg Ihnen keine Ehre bringen, und ich werde mich nicht gutwillig und unterwürfig in das Joch fügen, welches Sie niemals um meine Schultern hätten legen können, wenn Ihnen nicht die mächtige und drohende Hand der Kaiserin dabei hülfreich gewesen! Leben Sie wohl, ich denke, wir haben einander nichts mehr zu sagen! Ueberlegen Sie meine Worte wohl, und lassen Sie sich von meinem Oheim, und allen Denen,

welche mich kennen, sagen, daß ich wenigstens den Einen Vorzug habe, daß ich mein Wort erfülle. Ich schwöre Ihnen aber, daß, wenn ich gezwungen werde, Ihre Gemahlin zu werden, daß, wenn Sie nicht ein Mittel ersinnen, uns Beide von einander zu befreien, mein ganzes Leben ein fortgesetztes Bestreben sein wird, Sie zu strafen, und mich an Ihnen zu rächen! Ich halte Wort im Guten wie im Bösen, und meine Freunde wie meine Feinde dürfen auf mich rechnen! Erinnern Sie sich dessen!

Sie grüßte ihn mit einem stolzen Neigen ihres Hauptes, und ging dann langsam und hochaufgerichtet, wie eine Königin, welche den Audienzsaal verläßt, aus dem Gemach.

Graf Esterhazy schaute ihr mit trüben, sinnenden Blicken nach. Wahrhaftig, murmelte er in sich hinein, so schön sie immer ist, so könnte man doch fast sich vor ihr entsetzen! Sie hat nicht die Schönheit eines Engels, sondern einer Medusa, und ich meine, wen sie anschaut mit ihren großen, flammenden Augen, dem erstarrt das Herz. Ich würde gern der Seligkeit entsagen, der Gemahl dieses schönen Dämons zu werden, aber der grausame Befehl der Kaiserin zwingt mich dazu, und ich fürchte, es wird kein Entrinnen mehr möglich sein.

Und der Graf zog sein batistenes Taschentuch her-

vor, um sich damit den Schweiß zu trocknen, der in großen Tropfen auf seiner Stirn stand.

Nun? fragte Graf Starhemberg, durch die Thür seines Kabinets schauend. Darf ich wieder eintreten?

Ich bitte, thun Sie es, Herr Graf!

Ah, meine Nichte ist schon fort, rief der alte Herr, mit jugendlicher Eilfertigkeit das Zimmer durchschreitend. Sagen Sie mir, was ist das Resultat Ihrer Unterredung? Nicht wahr, sie hat diesmal, wie immer, ihren Willen durchgesetzt, und Sie treten zurück?

Nein, Herr Graf, seufzte Graf Esterhazy trübe, es bleibt dabei, ich bitte um die Ehre, der Comtesse Margarethe meine Hand reichen zu dürfen! Die Kaiserin hat es befohlen, und wir müssen ihr gehorchen!

IX.

Die letzte Bitte.

Die Kaiserin Maria Theresia ging unruhig in ihrem Kabinet auf und nieder; ihre Züge waren ernst und trauervoll, und ihre Augen richteten sich zuweilen mit einem trüben, fast angstvollen Blick nach der Thür hin.

Ich fürcht' mich, wahrlich, ich fürcht' mich, murmelte sie leise vor sich hin, und das ist mir mein Lebtag noch nimmer passirt. Muß also nit ganz hell und klar sein da drin in mein'm Gewissen, ach, und ich fürcht' es ist so, und diese Stimmen, welche da in mir flüstern, sagen besser die Wahrheit, als alle meine Minister und Staatsräthe. Es ist ein bös Ding, das wir vorhaben, und wir werden's nimmer verantworten können vor Gott und Menschen! Wollt', meine Hand würde lahm, daß sie nit nöthig hätt', dieses furchtbare Document zu unter=

schreiben, wollt' eine Krankheit packt' mich zu dieser Stund' und würf' mich nieder, daß ich meinen Namen nit braucht' unter diese Schrift setzen neben die Namen meiner Feinde, neben die Namen der Kaiserin Katharina und des Königs Friedrich! Oh, es kann nimmer ein gutes und Gott wohlgefälliges Werk sein, zu dem ich mich einige mit einem Mann, welcher sein Lebelang die heilige Kirche verhöhnt und die Religion verspottet hat, mit einer Frau, welche allen Gesetzen der Sitte und Moralität Hohn spricht, und welche durch ein Verbrechen zum Thron gelangt ist. Und mit diesen Beiden habe ich mich verbündet, um raubend einzufallen in ein fremdes Land, meine Feinde von gestern sind meine Freunde von heute geworden, damit ich Theil nehme an ihrem Raub, aber auch Theil nehme an ihrem Unrecht!

Aber was hilft jetzt noch alles Klagen und Bereuen, fuhr sie nach einer Pause fort. Es ist zu spät, zu spät! Die Entscheidung steht schon vor meiner Thür, und ich kann sie nicht mehr zurückweisen. Der Joseph wird sogleich kommen, um meine Unterschrift zu fordern, und ich hab kein Recht mehr sie ihm zu verweigern! Muß die Sach' eben ihren Lauf gehen lassen, und mich drein ergeben. Muß — ah, da kommt er schon, unterbrach sich die Kaiserin, als sie ein leises

Geräusch an der Außenseite der Thür vernahm. Es ist Joseph!

Die Kaiserin ließ sich seufzend in den Fauteuil niedergleiten, der neben ihrem Schreibtisch stand, und ihre Augen waren unverwandt auf die Thür geheftet.

Diese Thür öffnete sich jetzt, aber es war nicht der Kaiser, welcher da auf der Schwelle erschien, sondern die Baronin von Salmour, die Oberhofmeisterin der Erzherzoginnen.

Frau von Salmour, rief die Kaiserin erstaunt, was will Sie hier? Es muß ein gar ungewöhnliches Ereigniß sein, welches Sie herführt.

Ich komme im Namen des Unglücks, Ew. Majestät um eine Gnade anzuflehen, sagte Frau von Salmour ernst und feierlich.

Im Namen des Unglücks? wiederholte die Kaiserin. Spreche Sie! Was will Sie von mir erflehen?

Majestät, eine Audienz, für eine Landsmännin von mir! Eine Audienz für die Gräfin Wielopolska!

Die Gräfin Wielopolska! flüsterte die Kaiserin in sich erbebend. Dann aber, als schäme sie sich ihrer eigenen Beängstigung, fügte sie rasch hinzu: die Gräfin soll eintreten! Ich will sie sprechen. Wenn der Kaiser

kommt, so mag er auch eintreten, selbst wenn die Gräfin noch bei mir ist!

Frau von Salmour verneigte sich tief, und schritt wieder hinaus, aber sie ließ die Thür weit geöffnet, und durch den Vorsaal näherte sich jetzt die hohe, majestätische Gestalt der Gräfin Wielopolska. Das Antlitz war bleich und farblos, wie das einer Leiche, ein schwarzes Sammetkleid umhüllte ihre hohe Figur, und floß in einer langen Schleppe hinter ihr her, ein schwarzer Spitzenschleier, der auf ihrem Haupt befestigt, bis zur Erde niederfiel, umwallte sie, wie sie rasch vorwärts schritt, gleich einer dunklen Wolke.

Sie schaut aus wie der Engel des Todes, murmelte die Kaiserin, ihr entgegen sehend, und ich mein', wen sie berührt mit diesen blassen, durchsichtigen Händen, die sie über der Brust gefalten hat, der muß sterben!

Jetzt trat die Gräfin in das Kabinet ein, und während sie sich tief verneigte, schlossen sich hinter ihr die Thüren.

Die Kaiserin erwiderte den demüthigen Gruß der Gräfin mit einem Kopfneigen. Hab' Sie lang nit gesehen, Gräfin, sagte sie mit einer Befangenheit, welche der muthigen und stolzen Frau sonst nicht eigen zu sein pflegte.

Ich wartete, daß Ew. Majestät die Gnade hätten, mich rufen zu lassen, sagte die Gräfin feierlich.

Und da ich es nicht gethan, kommt Sie endlich einmal ungefordert, rief die Kaiserin. Das ist schön, es freut mich Sie zu sehen!

Die Gräfin erwiderte diese, im Munde einer Kaiserin so schmeichelhaften Worte nur mit einem leisen Neigen ihres Hauptes, welches die Kaiserin zu jeder andern Zeit sehr ungeeignet gefunden haben würde, das sie aber heut kaum bemerkte.

Eine Pause trat ein. Jede von den beiden Damen schien zu erwarten, daß die Andere zuerst diese peinliche Stille unterbreche. Als die Kaiserin aber sah, daß ihre Erwartung vergeblich sei, daß die Lippen der traurigen, marmorbleichen Gräfin sich nicht öffneten, mußte sie sich wohl entschließen die Conversation zu beginnen, und in ihrem leidenschaftlichen und muthigen Wesen jeden Umschweif verachtend, ging sie jetzt gerade auf das Ziel los.

Ich kann mir denken, weshalb Sie gekommen ist, sagte die Kaiserin hastig. Sie hat gehört von dem Unglück, welches Polen bedroht, und Sie will mich fragen, ob es so ist, und ob ich so die Versprechungen erfülle, welche ich Ihr einst für Ihr unglückliches Vaterland ge-

geben habe! Nun, spreche Sie, ist es nit so, hab' ich nit recht gelesen in Ihrem schönen Marmorangesicht?

Es ist so! sagte die Gräfin, und ihre Stimme schien wie in Thränen zu zittern. Ja, ich habe gehört von der Schmach und dem Elend meines Vaterlandes; der Jammerruf dieses Elends ist zu mir gedrungen in die Einsamkeit, in die ich mich seit Monaten begraben hatte, er hat mich aufgeschreckt aus der dumpfen Verzweiflung, von welcher ich hoffte, daß sie mich tödten werde. Dieser Jammerruf treibt mich her zu Ihnen, zu der allmächtigen Kaiserin, in deren Hand die Zukunft meines Vaterlandes liegt, die uns den Tod und die ewige Schmach, oder das Leben geben kann!

Oh, wäre Dem so, dann sollte Sie wahrlich nit lange zu bitten haben, rief die Kaiserin schmerzvoll. Läg' in meiner Hand das Schicksal Polens, dann würde sich Polen nit zu beklagen haben, und es würde dastehen, frei und unabhängig, wie jeder andere Staat!

Majestät, das Schicksal Polens liegt in Ihrer Hand, rief die Gräfin flehend. Noch haben Ew. Majestät, ich weiß es, diese fürchterliche Acte nicht unterzeichnet, welche mein Vaterland mordet und in Stücken zerreißt, noch sind Sie rein von dieser Schuld, noch hat diese edle Hand nicht Ihren Namen gezeichnet unter das Denkmal

unserer Erniedrigung. Oh lassen Sie mich diese Hand küssen, lassen Sie anbetend mich vor ihr neigen, vor dieser Hand, welche so Unseliges noch nicht gethan, welche einem unglücklichen verzweifelnden Volk noch Segen und Heil spenden kann!

Und hingerissen von dem Ungestüm ihres Schmerzes eilte die Gräfin zu der Kaiserin hin, stürzte sie vor ihr auf die Kniee nieder, und preßte Maria Theresia's Hände leidenschaftlich an ihre Lippen.

Stehe Sie auf, Gräfin, stehe Sie auf, sagte die Kaiserin milde. Es thut mir weh, Sie so demüthig flehend vor mir zu sehen, da ich Ihr doch nit helfen kann!

Wer sollte denn helfen können, wenn nicht Ew. Majestät! rief die Gräfin. Nein, entziehen Sie mir nicht diese schöne reine Hand, welche noch nicht befleckt ist von dem Blute Polens, welche noch die Macht hat, gleich dem Messias die Todten zu erwecken, und den Sterbenden Leben einzuhauchen! Oh Kaiserin, ich bin nicht gekommen, um Sie an die Versprechungen zu erinnern, welche Ew. Majestät mir einst gegeben! Nein, nicht als eine Verpflichtung, sondern als eine Gnade sollen Ihre Lippen für uns das Wort der Erlösung sprechen!

Ich kann nicht, mein Gott, ich kann nicht! rief Maria Theresia mit dem Ausdruck des tiefsten Schmerzes. Ich habe viele Monate lang gekämpft, und was ich bei dieser Sach' gelitten, übersteigt alle Beschreibung! Nie kann ich ohne Angst an diese unglückliche Sache denken, die mir in Wahrheit das Leben zu kosten drohte*)!

Ich kann nicht! sagte die Gräfin, welche nur diese ersten Worte der Kaiserin gehört zu haben schien. Ich kann nicht! Und es ist eine Kaiserin, welche das sagt, eine Kaiserin, die mit einem Wink ihrer Hand Millionen Menschen gebietet, die von Niemand abhängt, außer von Gott und ihrem eigenen Gewissen!

Und von den Pflichten, welche sie ihren Völkern schuldig ist! rief die Kaiserin hoheitsvoll. Meinem Volk aber bin ich es vor allen Dingen schuldig, ihm den Frieden zn erhalten. Ich schaudere, wenn ich daran denke, wie viel Blut während meiner Regierung geflossen ist! Nichts als die äußerste Nothwendigkeit könnte mich dazu bringen, Ursache zu sein, daß noch ein Tropfen vergossen wird**).

Und um Ihrem Oesterreich einen Tropfen Blut zu

---

*) Der Kaiserin eigene Worte. Siehe Raumer: Beiträge zur neuern Geschichte. Bd. IV. S. 539.

**) Der Kaiserin eigene Worte. Siehe Wolf: Oesterreich unter Maria Theresia. S. 527.

ersparen, wollen Ew. Majestät jetzt helfen ein ganzes Volk zu ermorden! rief die Gräfin sich von ihren Knieen erhebend und die Kaiserin mit flammenden Blicken anstarrend. In dem Egoismus Ihrer Friedensliebe wollen Sie den Todesschrei eines Reiches nicht hören, das eben so heilige Rechte an eine freie Existenz hat, wie jedes andere Land!

Gräfin, Sie geht zu weit, rief die Kaiserin. Mit welchem Recht darf Sie es wagen, so zu mir zu reden?

Mit dem Recht, welches das Unglück hat, die Wahrheit zu sagen, rief die Gräfin stolz, mit dem Recht, welches die Versprechungen einer Kaiserin mir gegeben haben! Denn jetzt, da Ew. Majestät nicht freiwillig uns Gnade gewähren wollen, jetzt erinnere ich Sie an Ihre Versprechungen! Das Wort einer Herrscherin muß heilig sein, und Ew. Majestät haben mir versprochen, Polen zu schützen gegen Rußlands und Preußens Habgier, Ew. Majestät haben gesagt: Oesterreichs Adler wird seine Fittige ausbreiten über das arme Polen und wird es schützen und behüten! Ich frage die allmächtige Kaiserin, wo ist der österreichische Adler jetzt, unter dessen Fittichen Polen Schutz finden sollte?

Oh, sie haben es verstanden, ihm die Flügel zu

binden, sagte die Kaiserin schmerzvoll vor sich hin. Gott weiß es, ich hab' redlich und ehrlich gekämpft für Polen, und es war mir Ernst mit meinem Kämpfen. Hab' auf alle Art versucht, Polen zu befreien, zuerst mit Drohungen, dann sogar mit Intriguen. Auf meine Drohungen antwortete man, daß die Theilung beschlossen sei, und daß Rußland und Preußen bereit seien, ihre neuen Besitzungen gemeinsam zu vertheidigen. „Thut, was Ihr wollt, sagte man uns, wir aber sind entschlossen, mit oder ohne Euch zum Ziel zu gelangen.“ In dieser Lage, was sollten wir thun? Rußland und Preußen bekriegen? Wahrlich, nur unsere Feinde konnten wünschen, daß wir solch einen Schritt thäten? Oder ruhig still sitzen und zusehen, wie die beiden Mächte einen Staat nach Belieben zerstückelten, und solche Erwerbungen machten, welche das künftige Dasein Oesterreichs sogar auf das Spiel setzen konnten? — Wir nahmen also unsere Zuflucht zur List! Wir wehrten uns viele Monate lang, vertheidigten unsern Boden Zoll für Zoll, und gaben erst beim letzten Aeußersten nach. Wir forderten für unsern Antheil mehr als wir glaubten, daß man uns bewilligen werde, mehr als wir von Anfang an glaubten beanspruchen zu können. Aber zu meinem größten Schmerz bewilligte man mir selbst

meine übertriebensten Forderungen! Ach, die ganze Sach' war mir so unangenehm, so meinen Grundsätzen und dem ganzen Inhalt meiner Regierung zuwider, daß ich es nit ertragen kann, auch nur daran zu denken, und daß ich die gesammte Führung derselben dem Kaiser, dem Fürsten Kaunitz und dem Marschall Lacy übergeben habe*).

Und das ist also Alles, was von den großen Versprechungen einer Kaiserin übrig geblieben ist, rief die Gräfin mit einem schmerzlichen Hohnlachen. Maria Theresia war Polens letzte Hoffnung, und Maria Theresia verläßt Polen, weil unser Jammergeschrei ihrem weichen Ohr wehe thut! Oh Kaiserin, Kaiserin, gedenken Sie des Tages, an welchem Sie vor Gottes Thron erscheinen sollen, um Rechenschaft abzulegen vor Ihm über alle Ihre Thaten! Wie wollen Sie es verantworten und entschuldigen, was Sie heute über Polen verhängen? Oh Kaiserin, zum letzten Male flehe ich Sie an: haben Sie Erbarmen mit Sich selber, Erbarmen mit Ihrer Größe und Ihrem Ruhm! Kaiserin Maria Theresia: geben Sie Polen frei! Unterschreiben Sie nicht die Acte, welche Polen in Stücke zerreißt!

*) Diese ganze Rede der Kaiserin ist historisch treu. Siehe Wolf S. 525. Raumer IV. S. 540.

Sie war wieder auf ihre Kniee niedergesunken, ihr bleiches Antlitz von Thränen überströmt, hob sie ihre gefaltenen Hände mit einem Ausdruck unaussprechlichen Flehens zu der Kaiserin empor.

Oh mein Gott, sie glaubt mir nicht, sagte die Kaiserin traurig. Sie meint noch, es stehe in meiner Macht zurückzutreten! — Dicht zu der Gräfin heranschreitend, nahm sie die gefaltenen Hände der Gräfin in ihre eigenen, und sie mit sanfter Gewalt emporziehend, sagte sie weich: stehe Sie auf, Gräfin! Sie sieht es wohl, wie tief mein Herz mit Ihr fühlt; würd' sonst nimmer gelassen angehört haben, was Alles Sie mir da gesagt hat, würd' aufgebraust sein im Zorn, und Ihren heftigen und bösen Worten Schweigen auferlegt haben! Aber weil ich in meinem Herzen versteh' und begreife, was Sie leidet, darum bin ich sanft und geduldsam geblieben, und die heftige Sprache Ihres Unglücks hat mich nit beleidigen können! Verzeihe sie Ihr von ganzem Herzen. Bin ein Weib und eine gute Patriotin, und verstehe daher, was Sie leidet! Will Ihr auch jetzt noch ein Zeugniß geben, daß ich es allzeit ehrlich gemeint hab' mit Polen, und daß ich noch zu dieser Stunde traure und klage um das, was die Politik mich nöthigt zu thun!

So sprechend schritt die Kaiserin zu ihrem Schreibtisch, und nahm von demselben ein zusammengefaltetes Papier, das sie der Gräfin darreichte.

Lese Sie das, sagte sie, es ist ein Billet, das ich, kurz ehe Sie kam, an den Fürsten Kaunitz geschrieben, und das ich über Ihrem Kommen vergessen hab' abzuschicken! Lese Sie es, und lese Sie laut, denn es soll meine Rechtfertigung in Ihren Augen sein, und darum will ich hören, ob Sie versteht, was ich geschrieben!

Die Gräfin entfaltete das Papier, und las: „Als alle meine Länder angefochten wurden, und gar nit mehr wußte, wo ruhig niederkommen sollte, steifete ich mich auf mein gutes Recht und den Beistand Gottes. Aber in dieser Sach', wo nit allein das offenbare Recht himmelschreiend wider Uns, sondern auch alle Billigkeit und die gesunde Vernunft wider Uns, muß bekennen, daß Zeitlebens nit so beängstigt mich befunden und mich sehen zu lassen schäme. Bedenke der Fürst, was wir aller Welt für ein Exempel geben, wenn wir um ein elendes Stück von Polen oder von der Moldau und Walachei unsere Ehr' und Reputation in die Schanz schlagen! Ich merke wohl, daß ich allein bin und nit

mehr en vigueur, darum laß ich die Sachen, jedoch nit ohne meinen größten Gram, ihren Weg gehen*)."

Nun? fragte die Kaiserin, als die Gräfin zu Ende gelesen, glaubt Sie nun, daß es mir weh thut, so zu handeln, wie man mich nöthigt, es zu thun?

Die Gräfin schaute noch immer auf das Papier hin, und wie sie dann ihre Augen empor hob, und sie auf die Kaiserin heftete, standen große Thränen in denselben. Ich danke Ihro Majestät, sagte sie tiefbewegt, ich danke Ihnen, daß Sie mich dies Blatt haben sehen lassen. Es wird unsterblich sein, wie das Unglück Polens, und in den Büchern der Geschichte wird es dereinst dastehen als das erhabenste Denkmal Maria Theresias! Jetzt habe ich nicht den Muth mehr, Ew. Majestät zu zürnen, jetzt will ich zum letzten Mal in Liebe und in Ehrfurcht diese Hand küssen, obwohl ich jetzt weiß, daß sie bald Polens Unglück unterzeichnen wird!

Sie näherte sich der Kaiserin, und faßte ihre Hand, um sie an ihre Lippen zu drücken. Aber die Kaiserin entzog ihr dieselbe heftig, und mit einer ungestümen Bewegung ihre beiden Arme um den Hals der Gräfin

*) Eigenhändiges Schreiben Maria Theresia's an Fürst Kaunitz. Siehe: Hormayr's Taschenbuch für vaterländische Geschichte. 1831. S. 66.

legend rief sie mit vollem Liebeston: an mein Herz, Du schönes und unglückliches Weib! Ich kann Dir nit helfen, aber ich kann doch mit Dir weinen!

Die Gräfin, ganz überwältigt von dieser großmüthigen Zärtlichkeit der Kaiserin, schmiegte sich fest an Maria Theresia's Brust, lehnte ihr Haupt an ihre Schulter und weinte bitterlich. Die Kaiserin neigte sich zärtlich über sie, sie streichelte mit liebevoller Hand das schwarze glänzende Haar der Gräfin, und wie sie dann sich tiefer beugte, und einen Kuß auf die marmorbleiche Stirn Anna's drückte, fielen zwei große Thränen aus ihren Augen nieder auf das Haar der Gräfin, und glänzten und leuchteten dort wie zwei Sterne in dem Dunkel der Nacht.

X.

Finis Poloniae.

In diesem Moment sagte hinter ihnen eine weiche, melodische Stimme: Verzeihung, Majestät! Ich wußte nicht, daß ich störe.

Gräfin Wielopolska stieß einen Schrei des Entsetzens aus, und ein krampfhaftes Zittern überflog ihre ganze Gestalt.

Ruhig, Gräfin, ruhig, sagte die Kaiserin, indem sie die Gräfin sanft aus ihren Armen entließ. Es ist mein Sohn, es ist der Kaiser! Vor ihm haben wir nicht nöthig uns unserer Thränen zu schämen, denn er weiß es wohl, daß dies nicht die ersten Thränen sind, welche ich dem Schicksal Polens geweint habe!

Der Kaiser sagte kein Wort, er stand stumm und bewegungslos da, und schaute mit trüben Augen hin zu der Gräfin, welche an allen Gliedern bebend, das farb=

lose Antlitz auf die Brust gesenkt, ihm gegenüber stand. Je länger er sie anblickte, desto bleicher ward auch sein Angesicht, desto schmerzlicher wurden seine Blicke, die er unverwandt auf sie geheftet hielt. — Auf einmal aber, gleichsam aus seinem schmerzlichen Sinnen erwachend, näherte er sich rasch der Gräfin, und streckte ihr seine Hand entgegen: Gott grüße Sie, Gräfin, sagte er weich. Ich freue mich, daß der Zufall mich Sie finden ließ, denn ich habe Sie seit lange vergeblich gesucht.

Sie schien seine Hand nicht zu sehen, ihre Arme hingen schlaff an ihrer Gestalt nieder, welche schwankte, wie eine vom Sturm bewegte Lilie.

Ich war nicht in Wien, sagte sie kaum hörbar. Ich hatte mich mit meiner Verzweiflung in die Einsamkeit geflüchtet.

Aber die Trauerkunde von dem Untergang Polens hat sie von dort zurückgetrieben nach Wien, rief die Kaiserin, ihre Hand auf der Gräfin Schulter legend.

Das glaube ich, sagte der Kaiser bitter, das Schicksal Polens ist das Einzige, welches Einfluß auf die Entschließungen der Gräfin hat. Die Gräfin Wielopolska ist nicht ein Weib, wie andere Weiber, sie ist eine Polin, weiter nichts!

Ein leiser Klageton rang sich aus der Brust der

Gräfin empor, und ihr Haupt senkte sich tiefer auf ihre Brust, aber sie erwiederte kein Wort.

Der Kaiser fuhr heftiger fort: Die Gräfin Wielopolska ist eine Tochter Polens, sie liebt nur dies, und diese Liebe hat sich wie ein Panzer um ihr Herz gelegt, und es abgesondert von allem andern menschlichen Empfinden! Und in diesem Egoismus ihres Polenthums begreift sie nicht, daß es noch anderes Fühlen und Denken giebt, verlangt sie, daß Jeder denken soll, wie sie! Wer das nicht thut, nicht kann, nicht darf, den möchte sie zu einem Verbrecher stempeln!

Du bist sehr hart, mein Sohn, sagte die Kaiserin mitleidsvoll. Wenn Dir die Gräfin vielleicht auch einst Vorwürfe gemacht, wie sie es mir heute gethan, so hättest Du bedenken sollen, daß sie unglücklich ist, und daß sie ein Recht dazu hat. Das Unglück aber darf man nit schelten, vorzüglich wenn man ihm nit helfen kann.

Lassen Sie ihn, Majestät, flüsterte die Gräfin, und indem sie langsam ihr Haupt emporrichtete, heftete sie ihre großen, trüben Augen mit einem unaussprechlichen Schmerzensausdruck auf das Antlitz des Kaisers. Ew. Majestät hat Recht, sagte sie, ich bin nichts weiter als eine Polin, und ich werde mit meinem Vaterlande sterben.

Sie werden über uns Beiden den Sargdeckel schließen, und ich weiß wohl, daß Ihnen das keine solche Thräne kosten wird, wie ich sie eben die Kaiserin weinen sah! Die Erinnerung an diese Thränen, und — an Ihre thränenlosen Augen nimmt Polen und die Polin Anna Wielopolska mit sich in das Grab.

Des Kaisers Augen leuchteten auf, wie im Zorn, und er war im Begriff eine heftige Antwort zu geben, aber er hielt sie mit Gewalt zurück. Nur ein zorniger Blitz seiner Augen traf die Gräfin, und machte sie in sich erschauern, dann wandte er sich an die Kaiserin, und sich tief vor ihr verneigend sagte er: Ihro Majestät verzeihen, wenn ich Ihr interessantes Gespräch mit der Frau Gräfin unterbrochen habe. Allein die Geschäfte des Staates haben ein Vorrecht vor allen andern Dingen. Ew. Majestät hatten aber die Gnade mich zu dieser Stunde herzubescheiden, damit ich der Theilungsacte, welche Ew. Majestät unterzeichnen wollten, auch meinen Namen beifügen sollte. Die Couriere, welche mit der Nachricht von unserer erfolgten Unterzeichnung nach Berlin und Petersburg abgehen sollen, stehen bereit. Erlauben mir also Ew. Majestät die Frage: haben Sie die Theilungsacte schon unterzeichnet?

Die Gräfin, welche sehr wohl begriff, daß der Kaiser,

indem er sich den Anschein gab, sie gar nicht mehr zu gewahren und ganz unbefangen mit der Kaiserin von den Staatsgeschäften zu sprechen, sie zwingen wollte sich zu entfernen, zog sich leise nach der Thür zurück. Aber die Kaiserin, welche einen Moment gedankenvoll da gestanden, eilte ihr jetzt mit hastigen Schritten nach und hielt sie zurück. Die Grausamkeit und Härte des Kaisers, deren Ursprung sie nicht kannte, und die sie daher nicht begriff, weckte in ihrem großmüthigen Herzen die tiefste Sympathie, das zärtlichste Mitleid für dieses bleiche, schöne Weib, das sie vorher so flammend und stolz gesehen, und das jetzt so demüthig und zerbrochen der Thür zugeschlichen war.

Nein, sagte sie heftig, bleiben Sie, Gräfin. Der Kaiser sagt, daß Sie Eins sind mit Polen! Nun, so möge er es denn versuchen, sich vor Ihnen zu rechtfertigen, und Ihnen und mir zu beweisen, daß das, was wir jetzt thun wollen, Recht ist! Hab' seit Monaten so viel Kummer gelitten, so viel geweint um das unglückliche Polen, hab' in meinem Gewissen so viel Beängstigungen erlitten, daß sich eine Last würd' von meinem Herzen wälzen, wenn der Kaiser es vermöcht' zu rechtfertigen, was Oesterreich jetzt thun will, — Mein Sohn Joseph, fuhr sie fort, indem sie sich mit

einer stolzen, hoheitsvollen Bewegung an den Kaiser wandte, Du bist hieher gekommen, um meine Unterschrift für die Theilungsacte Polens einzuholen. Bevor ich diese aber gebe, beweise es vor den Augen Gottes, vor den Augen Deiner Mutter, und endlich vor den Augen Polens, daß wir so und nicht anders handeln konnten. Es ist Polen selbst, welches Dir in der Gräfin gegenüber steht! Rechtfertige Dich und uns vor Polen mit dem, was Du willst, und ich werde Dir dann meine Unterschrift nicht länger versagen!

Rechtfertigen! rief der Kaiser heftig. Es giebt viele Dinge, welche man vertheidigen, aber doch nicht rechtfertigen kann, und die Nothwendigkeit entschuldigt Vieles, was das Gewissen verdammen muß!

Beweise die Nothwendigkeit unsers Handelns! sagte die Kaiserin gebieterisch. Beweise, weshalb Polen ein Schicksal erdulden muß, welches ohne Gleichen dasteht in der Weltgeschichte, beweise, was den Nachbarn Polens ein Recht giebt, ein Land zu zerstückeln, das mit ihnen Allen in Frieden gelebt, und nur in seinen eigenen Grenzen an Unglück und Zwistigkeiten krankte.

Aber mit diesem Unglück und diesen Zwistigkeiten bedrohete es seine Nachbarn, rief der Kaiser zornig. Wie ein an böser, ansteckender Krankheit Sterbender lag

dieses Polen in unserer Mitte, und der Todeshauch seines sterbenden Hauptes verpestete unsere eigenen Lande! Wenn die Nachbarn ein Haus brennen sehen, wenn sie die Flammen sehen, welche hoch emporschlagen aus dem brennenden Hause, sind sie da nicht verpflichtet hinzueilen, das Feuer zu löschen, und müßten sie dabei auch, um dem Brande zu steuern, einen Theil des Gebäudes selbst zerstören und in Trümmer legen?

Aber sie dürfen doch nicht den Boden selbst, auf dem das Gebäude stand, sich aneignen, weil sie das Feuer gelöscht haben? fragte die Kaiserin.

Der Boden gehört Gott, und dem Volk, welches darauf lebt, rief die Gräfin feierlich. Gott aber wollte die Moralität der Mächtigen prüfen, und zeigte ihnen Polen!

Aber Gott prüft auch die Moralität der Völker, rief der Kaiser glühend, und Gott streicht sie aus dem Buch des Lebens, wenn sie auf der Waage der Gerechtigkeit zu leicht befunden werden! Es ist wahr, die Polen haben viel gelitten, aber man darf um ihrer Leiden willen nicht vergessen, daß sie an denselben die erste größte Schuld tragen! Ein Volk kann niemals sterben, wenn es nicht den Tod in seinen eigenen Eingeweiden trägt! Polen stirbt, weil es seine Lebenskraft vergeudet

hat. Polen gleicht einem Jüngling, der sich durch seine eigene Liederlichkeit frühzeitig unter die Erde bringt, einem seiner vielen schönen jungen Grafen, welche jung sterben, nachdem sie ihr Vermögen und ihre Gesundheit vergeudet haben. Was ist Polen zu dieser Stunde? Ein Volk von Sclaven, von Bauern und Juden, ohne Bürger, nicht regiert, sondern tumultuarisch umgerührt von einer liederlichen, jeder Bestechung und Verführung zugänglichen Aristocratie, deren Reichstag mit seinem Liberum veto in Europa zum Sprichwort unauflöslicher Gesetzesverwirrung und nie endenden Haders geworden ist! Ein Volk ohne Schulen, ohne Kunst und Wissenschaft, ohne Schifffahrt und Handel, ohne Keim höherer Betriebsamkeit, nothdürftig zehrend von dem, was der fruchtbare Boden ohne Mühe ihnen darbringt! Ein Volk, dessen alleinige Herren und Eigenthümer die Güter sammt den Bauern noch heute beides zusammen auf ein Jahr pränumerando in Ducaten verpachten*)! Bauern und Juden, Sclaven des Adels, der in schwelgerischen Festen Eines Winters in Warschau verpraßt, was seine verkauften „Seelen" ihm eingetragen, und statt sein Haupt zu verhüllen um der Schmach seiner

---

*) v. Raumer. Beiträge zur neuern Geschichte. Th. IV. S. 547.

eigenen Entartung willen, mit geschminkten Wangen auf dem Grabe seiner Ehre tanzt und seine Saturnalien hält! Und an der Spitze dieses entarteten Volkes ein König, den eine fremde Macht, wie zum Hohn, auf ihren Thron gesetzt, der, ein König entarteter Sclaven, wiederum ein Sclave ist einer andern Macht, seinem Volke Gesetze gebend, die er von dorther als Gesetz empfängt. Wahrlich, Gott hat die Moralität des polnischen Volkes geprüft, und er hat sie zu leicht befunden!

Halten Sie ein, es ist genug! rief die Gräfin bleich und bebend. Weshalb wollen Sie ein Volk noch lästern, welches schon im Sterben liegt?

Nein, es ist nicht genug, sagte der Kaiser hart. Es ist Polen, hat die Kaiserin gesagt, Polen, welches mir gegenüber steht, um die Rechtfertigung der Politik der drei Mächte zu vernehmen, und ich selber weiß sehr wohl, daß dieses bleiche, edle Götterbild, welches mich da anschaut, in seinem Marmorbusen nicht das Herz eines Weibes trägt, ich weiß, daß es nicht eine Frau, sondern daß es Polen ist, welches da als schöne Statue vor mir steht! Polen, welches anklagt, welches zu Gott um Rache emporschreit, Polen möge also auch die Anklage vernehmen, welche die ganze Welt gegen dasselbe

schleudert. Ich sage es noch einmal: ein Volk kann nur sterben und untergehen durch seine eigene Schuld! Polen trug in sich selber die Keime seiner Auflösung, es ist ein Volk, welches Verrath begangen hat an Allem, was heilig ist, Verrath an sich selbst, an seiner Vergangenheit, seiner Mission, seinem Genius, ja selbst an seinem Glauben*)!

Sie klagen an, aber Sie beweisen nicht, rief die Gräfin, ihre zornblitzenden Augen auf den Kaiser geheftet.

Oh, es ist nicht schwer, den Beweis der Anklage zu führen, sagte der Kaiser mit einem verächtlichen Lächeln. Betrachten Sie nur, was in Polen geschieht, seit man dort das Schicksal ahnt, welches ihm bevorsteht. Was thut der Ausschuß des Reichstages, seit er weiß, daß dies die letzten Tage seiner Wirksamkeit sein werden? Sie sitzen bis in die Nacht hinein, nicht um für Polen, sondern um für sich selber zu sorgen. Sie weisen sich Jahrgelder, Starosteien, Erbgüter und alle möglichen Einnahmen auf Kosten der unglücklichen Republik an, und geben ihrer Ehre und ihrem Vaterlande damit den letzten Gnadenstoß. Diese Vertreter Polens,

---

*) Wolf, Oesterreich unter Maria Theresia. S. 535.

gleichen sie nicht einer Räuberbande, die in ein Haus einbricht, und Alles plündert und zerstört, was in ihre Hände kommt? Ungerechtigkeit, Thorheit und Raubsucht herrschten seit lange auf dem polnischen Reichstage, und ein solcher Mangel an Tugend und Ehre, solch ein Verderben, ja, solche Umkehr der Rechtspflege, wie es in der Geschichte anderer Länder kein so schamloses Beispiel giebt! Die Worte Freiheit und Vaterlandsliebe sind in Jedermanns Munde, aber kein gebildetes Volk trägt diese Worte weniger im Herzen, als die Polen. Selbst ihre Leiden und ihr Jammer haben die Polen nicht gebessert. Dieselben Leidenschaften und Feindseligkeiten, welche ihr Unglück herbei geführt, sind geblieben! Der Stolz und die Gier, über ihres Gleichen die Oberhand zu gewinnen, sind nicht erloschen in den Gemüthern, welche sonst gegen die härtesten Erniedrigungen unempfindlich zu sein scheinen, die sie von den Fremden erleiden! Sclaven, welche sich ohne Widerstand in Ketten schmieden lassen, wollen noch über andere Sclaven herrschen*)! Das ist Polen in seinem jetzigen, wirklichen Wesen, und daran allein wird es sterben!

Nein, rief die Gräfin glühend, Polen stirbt an der

*) Raumer. Beiträge. Th. IV. S. 551.

Habsucht und Ländergier seiner Nachbarn. Diese sind es, welche Polen krank gemacht, und es vergiftet haben mit ihren bösen Rathschlägen, ihren Zuflüsterungen und Verlockungen. Sie sind es, welche den Geist der Zwietracht, der Habsucht und Herrschsucht nährten, welche Polen in zwei feindliche Feldlager theilten, indem sie ihm einen König aufzwangen, der nur ein Werkzeug war in ihren Händen, nur der Henkerknecht, welchen unsere Feinde sandten, damit er die Freiheit Polens enthaupte! Es ist gelungen, er hat sein blutiges Amt vollendet, Polen ist enthauptet! Wer will sagen, daß es eines natürlichen Todes gestorben!

Diese Anklagen treffen nicht uns, nicht Oesterreich, sagte der Kaiser. Wir haben Polen nicht einen König aufgedrungen, wir haben allen diesen Zwistigkeiten fern gestanden! Aber die Pflicht der Selbsterhaltung zwingt uns jetzt Antheil zu nehmen an einer Beute, die sich widerstandlos ihren Nachbarn darbietet. Wenn Rußland und Preußen sich ein Land theilen können, darf Oesterreich nicht theilnahmlos zuschauen, es muß, da es die Theilung nicht verhindern kann, wenigstens seinen Antheil daran fordern. Ich weiß, die Sache hat ein schlechtes, ja ein schändliches Ansehen, welches Jedem in die Augen fällt, während die Gründe, welche Oesterreich

so zu handeln zwangen, nur Wenigen bekannt sind! Was ich aber that, oder vielmehr billigte, — denn ich war nicht ein Handelnder, sondern nur ein Rathgeber — geschah aus der Ueberzeugung unbedingter Nothwendigkeit! Es würde mich bitter betrüben, wenn die Welt dies falsch auslegte, und mich als einen Mann von lockern und regellosen Grundsätzen betrachtete. Ich meine aber im öffentlichen und Privatleben ein wahrhaft redlicher Mann zu sein, und bin überzeugt, daß Redlichkeit die weiseste und gesundeste Staatskunst ist*). Und dennoch konnten wir nicht anders handeln, und im vollen Gefühl der unabweisbaren Nothwendigkeit wende ich mich jetzt wieder an Ew. Majestät, und wiederhole meine Frage: haben Ew. Majestät die Theilungsacte schon unterzeichnet, oder werden Sie die Gnade haben, es jetzt zu thun?

Die Kaiserin hatte ihrem Sohn mit größter Aufmerksamkeit zugehört, sie war seinen lebhaften Erörterungen in athemloser Spannung gefolgt, und ihre Mienen, welche anfangs trübe und zweifelnd gewesen, hatten einen immer energischeren und entschlosseneren Character angenommen. Jetzt bei der Frage des Kaisers zuckte sie

---

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe v. Raumer Beiträge 2c. Th. IV. S. 539.

leicht in sich zusammen, und richtete ihre großen Augen mit einem ernsten, andachtsvollen Ausdruck gen Himmel.

Eine Pause trat ein. Bleich und athemlos, mit halb geöffneten Lippen, mit vorgebeugtem Oberkörper starrte die Gräfin zu der Kaiserin hinüber; ruhig und ernst, mit stolz gehobenem Haupte blickte der Kaiser sie an.

Und inmitten dieses allgemeinen Schweigens und dieser auf sie gerichteten Blicke schritt jetzt die Kaiserin zu ihrem Schreibtisch hin. Mit einer hastigen Bewegung nahm sie die Feder, und senkte sie in das große silberne Dintenfaß.

Ein leises Stöhnen drang von den Lippen der Gräfin. Die Kaiserin hörte es, und sandte einen schnellen Blick zu ihr hinüber, aber der Ausdruck ihres Gesichtes blieb unverändert, entschlossen und energisch.

Jetzt neigte sie sich über die Papiere, jetzt fuhr ihre Hand mit raschen Schriftzügen über das aufgeschlagene Actenstück hin, dann warf sie die Feder zur Erde, und ihre flammenden Blicke auf den Kaiser heftend, deutete sie mit ihrer Rechten auf das Actenstück hin. Placet, rief sie mit starker Stimme, Placet, weil so viele große und gelehrte Männer es wollen; wenn ich aber schon längst todt bin, wird man erfahren, was aus dieser

Verletzung von Allem, was bisher heilig und gerecht war, hervorgehen wird*).

Und vielleicht, um ihre eigene, tiefe Bewegung nicht sehen zu lassen, oder um einem Schmerzensausbruch der Gräfin zu entgehen, durchschritt Maria Theresia rasch das Gemach, und zog sich in das anstoßende Toilettenzimmer zurück.

Der Kaiser blieb jetzt allein mit der Gräfin. Schweigend standen sie sich gegenüber, Beide stumm vor innerer Bewegung. Dann rang sich ein tiefer Seufzer aus der Gräfin Brust empor.

Finis Poloniae! rief sie schmerzvoll, und die Blicke mit einem vorwurfsvollen Ausdruck zum Himmel erhebend, wandte sie sich um, und schritt langsam der Thür zu.

Der Kaiser, unbeweglich und stumm auf seinem Platze verharrend, schaute ihr nach; seine ganze Seele schien in seine Augen gedrängt, welche die hohe, dahinschwebende Gestalt mit zärtlich schmerzvollen Blicken anschaueten. Jetzt, nahe schon der Thür, sah er sie schwanken, sah er, wie sie die Arme ausstreckte, nach einem Stützpunkt suchend, um nicht umzusinken.

---

*) Maria Theresia's eigene Worte. Siehe Zeitgenossen. Th. XI. S. 29.

Mit einem Sprung war der Kaiser neben ihr, und die Arme nach ihr ausbreitend, zog er die Schwankende, halb Ohnmächtige an seine Brust.

Sie lehnte einen Moment, ganz betäubt, ganz überwältigt, ihr Haupt an seine Schulter, und aus ihren geschlossenen Augen fielen zwei Thränen nieder auf seine Hand, die auf ihrer Schulter ruhte.

Finis Poloniae! wiederholte sie leise, und ein Zittern flog durch ihre Gestalt. Mit einem schmerzvollen Aechzen richtete sie sich aus des Kaisers Armen empor, und ohne ihn nur noch einmal anzuschauen, schritt sie vorwärts der Thür zu.

Leben Sie wohl! flüsterte sie leise, leben Sie wohl!

Der Kaiser hielt ihre Hand zurück, welche schon im Begriff war, die Thür zu öffnen. Anna, sagte er tiefbewegt, Anna, wollen Sie so von mir gehen? Ist dies Ihr letztes Lebewohl? Werden wir uns niemals wiedersehen?

Sie wandte ihr Haupt langsam zu ihm hin, und blickte ihm lange und mit einem unaussprechlichen Ausdruck von Liebe und Schmerz in das tief erregte, zuckende Angesicht.

Wir werden uns noch einmal wiedersehen, sagte sie langsam.

Wann? fragte er dringend.

Wenn die Zeit gekommen ist! Ich werde Sie alsdann rufen lassen! Schwören Sie, daß Sie meinem Ruf folgen, daß Sie kommen wollen zum letzten Wiedersehen!

Ich schwöre es Ihnen!

Leben Sie wohl!

Leben Sie wohl, Anna! Oh reichen Sie mir noch einmal Ihre Hand!

Nein, sagte sie rauh; und rasch die Thür öffnend, schritt sie hinaus.

XI.

Franz Anton Mesmer.

Ganz Wien war seit einigen Wochen in einer aufgeregten Stimmung, in allen Gesellschaften, allen Cafés, allen Häusern und Restaurationen, auf allen Straßen und Plätzen sprach man von ein und demselben Gegenstand, mit leidenschaftlicher Heftigkeit die Wahrheit dessen, was man erzählte, vertheidigend, oder sie bestreitend. Dieser Gegenstand waren die wunderbaren und unerhörten Kuren des schwäbischen Arztes Franz Anton Mesmer, der sich seit einiger Zeit in Wien niedergelassen hatte, Kuren, welche aller Erfahrungen der Wissenschaft spotteten, und sich jedem Urtheil der Vernunft und Erfahrung zu entziehen schienen. Denn Mesmer heilte seine Kranken nicht, wie die andern Aerzte, mit Medicinen und Latwergen, mit Aderlässen und Umschlägen, er verordnete ihnen keine Bäder und

künstlichen, nach lateinischen Recepten gemischten Getränke, sondern er kurirte seine Patienten einfach durch das Auflegen seiner Hand, durch das Anblicken seiner großen dunkelblauen Augen, er beschwichtigte ihre Fieberphantasieen mit dem zornigen Schütteln seines Hauptes, oder machte die stummen Kranken reden von wunderbaren Gesichten und entzückenden Träumen, indem er ihre Stirn anhauchte, oder mit den Spitzen seiner Finger leise nnd in gleichmäßigen Schwingungen über ihr Antlitz und ihre Brust auf und niederfuhr.

Seine Hände und sein Auge, das war die Apotheke, aus denen Mesmer seine Heilmittel schöpfte, mit denen er seine Kranken kurirte.

Kein Wunder also, daß ihn die Aerzte einen Charlatan, die Apotheker einen verdammungswürdigen Quacksalber nannten.

Kein Wunder, daß das Volk, welches so leicht geneigt ist, das Wunderbare zu verehren, und an das Ueberirdische zu glauben, Mesmer verehrte und an ihn glaubte, wie es an die Wunder der Heiligen und an die Legenden glaubte.

Weshalb sollte nicht Mesmer so gut mit seiner Hand Wunder thun können, als es Moses mit seinem Stabe gethan, indem er dem dürren Felsen Wasser

entlockte? Weshalb sollte das Anblicken seiner Augen nicht eben solche belebende Kraft ausüben können, als es einst die Augen der Apostel gethan, die mit ihrem bloßen Anschauen Todte erweckten und Stumme reden machten?

Mesmer war auch ein Apostel. Der Apostel einer neuen Lehre. Er verwies die leidende Menschheit auf den Himmel, auf die Sonne und die Planeten, und sagte ihnen, daß vom Himmel allein ihre Krankheiten kämen, daß der Himmel allein sie zu heilen vermöchte.

Der Einfluß der Planeten, sagte er ihnen, mache die Menschen krank oder gesund, der Strahl der Sonne übe auf sie eine magnetische Kraft. Nicht die künstlichen Heilmittel und Medicamente könnten ihnen Genesung bringen, sondern einzig und allein diese magnetische Kraft, welche die Natur in das Eisen und den Stahl gebannt, und welche sie in ihrem höchsten, geheimnißvollen Wirken auch einigen wenigen bevorzugten Menschen mitgetheilt!

Und das Volk glaubte an ihn, und die Kranken und Leidenden eilten zu ihm, um unter der sanften Berührung seiner Hand, unter dem Anschauen seiner mächtigen Augen ihrer Schmerzen ledig zu werden.

Aber je mehr Glauben Mesmer bei den Laien fand, desto mehr empörten sich gegen ihn die Aerzte. Jede

neue Heilung brachte ihm neue Segnungen von den Genesenen, neue Verwünschungen von den Aerzten ein. Die Aerzte, welche einen Paracelsus in Salzburg von dem Felsen herniedergestürzt, weil er eine neue Lehre in die Wissenschaft gebracht, weil er gesprochen von den geheimnißvollen Kräften, welche in der Erde und in den Planeten schlummern, die Aerzte konnten jetzt zwar Mesmer, der dieselbe Lehre predigte, nicht heimlich ermorden, aber sie konnten ihn verfolgen mit ihrem Haß und ihrer Bosheit, sie konnten ihn verleumden als einen Betrüger und Charlatan, sie konnten mit langen gelehrten Deductionen beweisen, daß diese ganze neue Lehre von Mesmer eine schamlose Lüge, ein lächerlicher Unsinn sei, nur erfunden, um die Menschen zu hintergehen, um das Geld aus ihren Taschen zu locken, und sich zu bereichern auf Kosten ihrer Leichtgläubigkeit.

Diejenigen, welche sich starke Geister nannten, und nichts anerkennen wollten, was ihre Vernunft nicht einzusehen vermochte, hörten auf das zornige Schelten der Aerzte und stimmten ein in ihr Hohngelächter und ihre Verleumdungen.

Diejenigen, welchen eine gläubige Seele inne wohnte, welche so gut an die Mysterien der Natur wie an die Mysterien der Kirche glaubten, nannten Mesmer einen

Wunderarzt, den Gott auf die Welt gesendet, daß er den Leidenden helfe, und der Lehre der Wissenschaft die Lehre der Natur gegenüber stelle.

So bestand Wien endlich nur aus zwei Parteien, aus Freunden oder Feinden Mesmers, die sich gegenseitig mit der größten Leidenschaft bekämpften, und einander der Lüge und der Verhüllung der Wahrheit beschuldigten. Die Freunde erzählten mit staunendem Entzücken die wunderbaren Kuren, die Mesmer täglich an den von andern Aerzten als „unheilbar" zurückgewiesenen Kranken durch das bloße Auflegen seiner Hand bewirkt hatte, die Feinde erklärten alle diese Kuren für Betrügereien, welche Mesmer mit bezahlten Individuen, mit abgerichteten Helfershelfern ausführe.

Und diese Streitigkeiten, wie gesagt, bewegten sich durch alle Schichten der Gesellschaft, selbst der Kaiserhof nahm Theil an ihnen, selbst Maria Theresia ließ sich täglich Bericht erstatten über die neuen Kuren, welche Mesmer in einem Zeitraum von wenigen Tagen an Schwerleidenden bewirkt hatte, und wenn ihre beiden Leibärzte van Swieten und Störk in allem stürmischen Zorn ihrer Hochgelahrtheit sie beschworen, diesem Unwesen ein Ende zu machen, und dem „Betrüger und Charlatan" sein ferneres Treiben und Practisiren zu

untersagen, so wiegte die Kaiserin sinnend ihr Haupt, und erwiederte die Anschuldigungen der gelehrten Herren mit einem festen und entschiedenen Nein!

Wollen's abwarten, sagte sie, was der Mann thut und zu Stande bringt. Seine Kurarten sind nicht gefährlich, weil er den Leuten nichts eingiebt, und mit dem Auflegen seiner Hand wird er sie nimmer vergiften können, wie es mancher Arzt schon mit einer übelgewählten Arznei gethan, mit dem Anblicken seiner Augen wird er sie nit tödten, während es wohl schon passirt ist, daß andere Aerzte mit Aderlässen und Blutentziehungen ihre Kranken getödtet haben. Laßt mir also den Mann in Ruhe, denn so lange er nichts Böses thut, soll er unangefochten hier in Wien bleiben und seine Kunst ausüben dürfen! Hat sich ja jetzt selber eine Probe auferlegt, die beweisen muß, ob er ein Betrüger ist, oder ein Mann Gottes! Wenn er meine kleine Schutzbefohlene, das blinde Fräulein von Paradies, sehend macht, dann werde ich an ihn glauben, und ihn einen Wundermann nennen, und wehe dann Euch Allen, wenn Ihr es dann noch ferner wagt, ihn zu lästern. Ich werde dem Mesmer mehr glauben als all' Eurer Gelahrtheit, denn wer die Blinden sehend macht, ist in Wahrheit der Arzt Gottes! Seid also ruhig, und

wartet es ab, ob es dem Mesmer gelingt, das blinde Fräulein von Paradies wieder sehend zu machen. —

Das also war es, worauf jetzt alle Welt gespannt war, das war es, was alle Gemüther beschäftigte; die Kur, welche Mesmer mit dem Fräulein von Paradies begonnen, und von der er behauptet, daß sie zu einer Heilung führen würde!

Ganz Wien kannte dieses junge blinde Mädchen. Ganz Wien wußte, daß sie in ihrem zweiten Lebensjahr in Folge zurückgetretener Masern erblindet war, und daß seitdem die Nacht, welche sie umgab, niemals durch einen Lichtstrahl unterbrochen worden. Ganz Wien liebte dieses junge Mädchen, in dessen Seele die allmächtige und allgütige Natur ein anderes Licht als das Licht der Sonne aufleuchten ließ, dem sie als Ersatz für ihre blinden Augen die Weihe der Kunst verliehen, dem sie es gegeben Gott zu schauen nicht in der Natur, aber in der Musik. Wenn Therese von Paradies am Klavier saß, wenn ihre Hände mit schwindelnder Schnelligkeit über die Tasten hinglitten, oder ihnen langsame, volle Accorde entlockten, wenn sie mit ruhigster Sicherheit die schwierigsten Concertstücke spielte, welche die größten Virtuosen jener Zeit nur nach langer Uebung, nach langem Einprägen der Noten erlernt, von denen Therese aber sich

nur zweimal die Noten vorlesen ließ, um sie alsdann ohne Anstoß spielen zu können, wenn sie, eine vollendete Virtuosin, öffentliche Concerte gab, in denen sie das Publikum entzückte durch ihr wundervolles Spiel, dann hätte Niemand glauben sollen, daß dieses reizende junge Mädchen mit den großen glänzenden Augen doch eine Blinde sei. Es leuchtete so viel Geist und Gefühl von diesem reinen, unschuldigen Angesicht, ihre Züge waren von einer so wunderbaren Beweglichkeit, ihre Augen schienen, wenn sie lachte, aufzublitzen in Freude, sie schienen umdüstert und traurig, wenn sie ernst war. Und dennoch war Therese von Paradies wirklich blind; aber es leuchtete eine glühende Seele von diesem Angesicht, und diese Seele war es, welche ihren Augen das Licht gab, das die Natur ihnen versagt hatte.

XII.

Therese von Paradies.

Therese von Paradies war in ihrem Zimmer; ihre Mutter war bei ihr, und mit Hülfe derselben hatte die Kammerjungfer eben den Anzug ihrer jungen Herrin vollendet. Therese war heute in einer besonders gewählten und glänzenden Toilette, und sie selber schien große Freude an derselben zu haben.

Sage mir, Mutter, fragte sie jetzt, nachdem ihr Anzug vollendet war, sage mir, von welchem Stoff ist doch dies Kleid, das so wunderbar weich und glatt ist, wie ein Menschenangesicht, und sich so dem Körper anschmiegt, wie eine schöne Melodie der Seele?

Es ist Atlas, mein Kind, sagte ihre Mutter lächelnd.

Und die Farbe?

Weiß!

Weiß! wiederholte sie sinnend. Ihr nennt das die Farbe ohne Farbe. Wie wunderbar das sein muß, wie entsetzlich! Eine Farbe ohne Farbe! Oh mir schaudert, wenn ich denke, daß ich die jetzt auch kennen lernen soll!

Dir schaudert? fragte Frau von Paradies lächelnd. Freuen solltest Du Dich, diese schöne Gotteswelt, mit all' ihrer Herrlichkeit und ihren Wundern, kennen zu lernen!

Freuen! sagte sie kopfschüttelnd. Wie kann ich das! Ich werde in eine neue Welt treten, in eine Welt, die mich entsetzen wird mit ihrem fremdartigen und unerhörten Wesen. Jetzt kenne ich Euch Alle mit meiner Seele, jetzt leuchten Eure Angesichter in wunderbarer Herrlichkeit in meinem Herzen, aber wenn ich Euch sehe, werdet Ihr mir fremd sein, und nur an Euren Stimmen werde ich Euch wiedererkennen können, nur an dem Ton Eurer Seele! Oh Mutter, Mutter! Warum wollt Ihr mir meine Blindheit nehmen! Sie war so voll seligen Schauens! Ich war so glücklich in ihr!

Thörichtes Kind, sagte ihre Mutter, Du wirst noch viel glücklicher werden, wenn Du sehen kannst. Es ist wirklich kindisch und albern, um das sich zu ängstigen,

was, wenn es sich erfüllt, doch für Dich ein unaussprechliches Glück ist!

Und warum nennst Du das albern? fragte sie. Geht nicht die Braut am Tage ihrer Hochzeit auch ihrem Glück entgegen, und bangt sie nicht vor seligem Weh, und klopft nicht ihr Herz auch zum Zerspringen, und schaudert nicht ihre Seele in süßem Erschrecken? Nun, ich bin heute auch eine Braut, eine Braut des Lichtes, und ich erwarte meinen Bräutigam, den Tag!

Aber wer weiß, ob er kommen wird, seufzte ihre Mutter.

Er wird kommen, sagte sie zuversichtlich. Ich habe das gestern gefühlt, als Mesmer die Binde zum erstenmal seit meiner Kur von meinen Augen nahm. Es war nur einen Moment, aber ich sah etwas wie einen Blitzstrahl, es fuhr mir wie ein schneidendes Schwert durch meine Augen, und ich stürzte besinnungslos zusammen.

Thörichtes Kind, es war nur ein Strahl des Tages, ein erster Blick Deines Bräutigams!

Dann werde ich sein volles Anschauen nimmer ertragen können, rief Therese bebend. Aber sage mir, Mutter, bin ich denn seiner auch werth? Habt Ihr mich schön geputzt, daß mein Bräutigam Freude an mir haben wird?

Gewiß, Therese, Du bist geschmückt wie eine Braut, und wie es sich geziemt an dem Tage, an welchem eine junge Dame zum erstenmal in die Gesellschaft tritt. Denn wir werden heute große Gesellschaft haben. Ganz Wien möchte dabei sein, wenn die Binde von Deinen Augen genommen wird. Selbst die Kaiserin hat den Besuch eines ihrer Kammerherrn ansagen lassen, damit er ihr sogleich vermelden kann, ob ihr Schützling wirklich sehen kann, und auch die beiden Leibärzte der Kaiserin, die Herren van Swieten und von Störk werden kommen, das Unerhörte zu schauen, und Fürstinnen und Fürsten, Gräfinnen und Grafen, Minister und Generale werden in Menge da sein. Gewiß, es ist für Dich ein Ehrentag, und deshalb habe ich Dich festlich geschmückt.

Ist auch mein Haar recht schön frisirt? fragte Therese, indem sie ihre beiden Hände erhob, und sie prüfend über ihren hohen Kopfputz hingleiten ließ.

Gewiß, wir haben Deine Lieblingsfrisur genommen, á la Matignon, und die Pepi hat einen wahren Wunderbau gemacht, die Frisur ist fast drei Viertel Ellen hoch, und oben drauf schwebt eine ungeheure Puffhaube mit langen himmelblauen Flatterbändern.

Ja, es ist wirklich sehr hoch, ich kann das Ende

mit meinen Händen nicht erreichen, rief Therese lächelnd. Ach es muß wundervoll aussehen. Doch ich will Dich noch etwas fragen, fuhr sie dann ernsthaft fort, und ich bitte und beschwöre Dich, antworte mir die Wahrheit! Versprich mir, daß Du es thun willst.

Ich verspreche es Dir!

Nun denn! So sage mir, wie ist mein Aussehen? Bin ich so, daß ich den Menschen gefallen kann? Bis jetzt sind die Menschen gut und freundlich mit mir gewesen, weil sie Mitleid mit mir hatten, um meines Unglücks willen begegneten sie mir mit Wohlwollen. Aber werden sie mir das nun auch thun, um meiner Selbst willen? Werde ich im Stande sein, mir ihre Gunst zu erhalten? Sage mir, oh ich beschwöre Dich, sage mir, bin ich hübsch genug, daß die Menschen ihre Freude an mir haben können?

Ja, Du bist hübsch, Therese, sagte ihre Mutter lächelnd, Du hast eine schöne, schlanke und volle Gestalt, das Oval Deines Gesichtes ist von einer reizenden Lieblichkeit, Deine Züge sind edel und regelmäßig, Deine Stirn ist hoch und mächtig, und wenn erst in Deinen großen, dunklen Augen der Strahl des Lichtes aufleuchten wird, dann wirst Du ein schönes Mädchen sein!

Ich danke Dir, meine Mutter, ich danke Dir! rief Therese freudejauchzend, indem sie ihre Mutter fest in ihre Arme schloß, und ihren Mund mit Küssen bedeckte. Ihre Mutter machte sich sanft aus ihren Armen los.

Jetzt muß ich eilen, die nöthigen Vorbereitungen zu treffen, sagte sie. In zwei Stunden schon soll die Operation gemacht werden, und vorher schon werden sich alle Verwandte, Freunde, und die andern vornehmen Gäste bei mir im Salon versammeln. Ich muß also eilen, Alles einzurichten, und selber Toilette zu machen. Ich werde Dir die Kammerjungfer rufen, daß sie bei Dir bleibe!

Nein, rufe sie nicht, rief Therese lebhaft. Ich bedarf der Einsamkeit und Stille. Auch ich muß mich vorbereiten, muß zu der wunderbaren Stunde meine Seele sammeln, und meine Gedanken ordnen, muß allein sein mit meinem Gott, muß zu ihm sprechen in meiner Sprache!

Sie begleitete ihre Mutter bis zu dem anstoßenden Gemach, und nahm von ihr mit einem herzlichen Kuß Abschied.

Die Blinde war jetzt allein, aber sie durchschritt das Gemach mit vollkommener Sicherheit, und ging

gerade zu ihrem Instrument hin, das immer geöffnet war.

Ich will spielen, sagte sie leise, ich will ihn rufen mit meinen Tönen. Er muß es fühlen, und er wird kommen!

Sie ließ sich auf das Tabouret vor ihrem Flügel niedergleiten und begann zu spielen. Eine wunderbare Musik war es, welche ihre Finger den Tasten entlockten, es war die Verkündigung einer Seele, welche jauchzt und klagt, betet und weint, liebt und verzweifelt. Bald schien diese Musik wie ein Hymnus der Freude aufzurauschen, bald flüsterte und seufzte es aus ihr wie eine tiefe Schmerzensklage, dann wieder schwoll sie empor zu heitern, sonnigen Melodieen, und alle Schmerzen und Dissonanzen schienen sich aufzulösen in einen seligen Strom von Harmonie.

Auf einmal durchflog ein Zittern ihre ganze Gestalt, und eine Purpurgluth schoß über ihr Antlitz hin. Ihre Hände sanken von den Tasten nieder, ihr Haupt neigte sich auf ihre Brust, aus der schwere, angstvolle Athemzüge hervorquollen. Wie von einer unsichtbaren Gewalt getrieben, erhob sie sich von ihrem Sessel, und richtete sich gerade und steif empor, dann mit einer schnellen Bewegung schritt sie von dem Instrument weg,

bis in die Mitte des Zimmers hinein. Aber hier wieder blieb sie wie festgewurzelt stehen, und ihre beiden Hände fest auf ihr Herz drückend, flüsterte sie athemlos: er kommt! Oh ich fühl's, er kommt! Jetzt, jetzt steigt er die Treppe herauf, jetzt schreitet er über den Flur, jetzt, oh, jetzt legt er die Hand auf die Thür, und —

Die Worte erstarben auf ihren bebenden Lippen, der Athem kam fieberhaft schnell und ächzend aus ihrem wogenden Busen hervor, ihr ganzes Wesen war in Aufruhr und Bewegung.

In diesem Moment öffnete sich die Thür ihres Zimmers leise, so leise, daß auch das schärfste Ohr es kaum zu hören vermochte. Aber Therese hörte es doch. Ein Schrei des Entzückens tönte von ihren Lippen, sie streckte die Arme aus, sie wollte vorwärts stürzen, aber ihre Füße waren wie eingewurzelt, und so mit ausgebreiteten Armen, mit vorgebeugtem Haupt blieb sie stehen. Sie hatte mit ihrem Herzen die Gestalt gesehen, welche da drüben auf der Schwelle der Thür erschienen war! Diese Gestalt war die eines Mannes von kaum vierzig Jahren*), von stolzem, imposantem Aeußern, von schönen, einnehmenden Zügen. Seine großen blauen Augen, in

---

*) Mesmer war geboren den 23. Mai 1734 in Iznang unweit Constanz.

denen ein wunderbares Leuchten war, ruhten mit einem gebieterischen, festen Ausdruck auf dem jungen blinden Mädchen, das im innersten Mark ihres Lebens seinen flammenden Blick empfand und unter ihm erzitterte. Den rechten Arm hielt er ausgestreckt gegen sie gerichtet, anfangs steif und ohne ihn zu regen, dann aber senkte er ihn tiefer hinab und deutete mit dem Finger auf den Fußboden, gerade auf die Stelle hin, wo Therese stand.

Sofort sank die Blinde auf ihre Kniee nieder. Ein triumphirendes Lächeln flog durch das ernste Antlitz des Mannes, er hob den Arm wieder empor und winkte mit der Hand.

Die Blinde sprang sofort von ihren Knieen empor, ein Freudenruf tönte von ihren Lippen, und als hätte sie gesehen, daß er ihr die Arme jetzt ausbreitete, sprang sie vorwärts, stürzte sie, ohne zu schwanken und zu irren, gerade aus in seine Arme, und lehnte ihr Haupt an seine Brust.

Mesmer! Mein Freund! Mein Arzt, mein Erlöser! flüsterte sie leise.

Ich bin's, sagte er mit voller melodischer Stimme. Ihr Herz hat mich gesehn und erkannt, Therese! Bald sollen es auch Ihre Augen!

Er führte sie zu dem Divan, und ließ sie sanft auf denselben niedergleiten. Dann streckte er zwei Mal seine Fingerspitzen gegen sie aus, und sofort flog ein Zittern durch ihre Gestalt.

Sie sind heute sehr erregt, Therese, sagte er mit leisem, mißbilligendem Ton.

Ich bin es, weil Sie es sind, mein Freund, flüsterte die Blinde. Ihr Antlitz glüht, Ihre Pulse schlagen, Ihre Augen schießen Blitze, welche eine Welt zerschmettern möchten.

Eine Welt der Lüge, der Unwissenheit und der Bosheit, rief er mächtig. Ja, Therese, die will ich heut zerschmettern mit meinen Blicken und mit meiner Hand! Und eine neue Welt will ich dafür aufrichten, eine Welt des Nichtwissens aber des Schauens, des Uebernatürlichen, und doch so Natürlichen! Oh Therese, wird es mir gelingen? Wird meine Hand die Kraft haben Ihre Augen zu erlösen, wird mein Geist so mächtig herrschen über den Ihren, daß er ihm befehlen kann aus Ihren Augen hervorzublitzen und zu schauen? Werden Sie mir gehorsam sein mit Ihrer Seele und Ihrem Körper?

Mit meiner Seele gewiß, hauchte sie leise, denn meine Seele gehört Ihnen einzig und unbedingt, ob mit meinem Körper weiß ich nicht!

Die Seele muß dem Körper gebieten! sagte Mesmer streng.

Sie will es! sagte Therese flehend. Oh zürnen Sie nicht, wenn sie es nicht kann!

Sie zweifeln, Therese? fragte Mesmer, und seine Augen bohrten sich wie zwei Dolche in ihr Angesicht.

Oh, Ihre Augen thun mir weh, ächzte sie, indem sie ihr Antlitz mit ihren Händen bedeckte, als wolle sie es schützen vor seinen Blicken.

Mesmer schlug seine Augen nieder, und wiederholte sanft: Sie zweifeln, Therese?

Ich zweifle, weil ich fühle, daß Sie zweifeln, sagte sie aufathmend. Aber wenn es nun auch wäre, mein Freund? Wenn Ihr großer erhabener Geist nur meiner Seele, nicht meinem Körper gebieten könnte? Was thut das? Ich werde deshalb nicht unglücklich sein, ich werde mich nicht beklagen! Ich sehne mich nicht nach dem Licht da außen, denn das Licht ist in mir! Mein Herz sieht Sie, was thut es also, wenn auch meine Augen Sie nicht zu sehen vermögen! Nein, glauben Sie mir, ich zittere und bange der neuen Welt entgegen, und mir ist, als müßte ich mich vor ihr verbergen in die tiefste Einsamkeit meiner Blindheit. Oh mein Freund, mein Herr und mein Meister, wenn irgend Zweifel in Ihnen

sind, wenn das Werk mißlingen könnte, so versuchen Sie es nicht! Ich bin glücklich und zufrieden, denn ich trage eine Welt in mir, und bedarf keiner Welt außer mir!

Nein, rief Mesmer, das Werk ist begonnen, es muß vollbracht werden. Und es soll und muß gelingen! Es handelt sich jetzt nicht mehr darum, Therese, ob Sie wünschen sehend zu werden, oder blind zu bleiben! Sie müssen sehend werden, oder Alles was ich gewollt, gedacht und erstrebt habe, stürzt in Trümmern über mir zusammen, und zerschmettert mein Leben nicht allein, sondern auch meinen Namen und meine Ehre! Der heutige Tag ist der Tag der Entscheidung! Heute wird Mesmer seinen Feinden und seinen Freunden beweisen, daß er die Wahrheit gesprochen, daß der thierische Magnetismus, den die Aerzte verspotten, den die Wissenschaft verleugnet, weil sie ihn noch nicht kennt, den die Laien für Zauberei oder Betrug halten, daß der thierische Magnetismus die göttliche Heilkraft ist, welche den Menschen mit der Natur und dem Himmel verbindet, daß dieser wechselweise Einfluß unter den Himmelskörpern, der Erde und allen belebten Wesen, den die dummen klugen Menschen ableugnen wollen, wirklich existirt. Nein, Therese, ich werde Sie heilen mittelst der

magnetischen Kraft, welche uns Beide einander vereint, uns Beide zugleich dem Himmel verbindet!

Heilen Sie mich, mein Herr und mein Meister, rief die Blinde begeistert, ich nehme von Ihnen das Licht an, und Sie sollen durch mich ein neues Licht ausstrahlen über die ganze Welt!

Er legte sanft die Hand auf ihr Haupt, und sah sie mit leuchtenden Blicken an. Du glaubst also an mich, Therese? fragte er. Nicht wahr, Du glaubst?

Ich glaube an Dich, und ich verstehe Dich, sagte sie leise. Ich werde sehend werden, ich weiß es, ich fühle es! Und dann wird Niemand mehr zweifeln dürfen. Die Binde, die von meinen Augen fällt, wird auch abfallen müssen von den Augen Deiner Feinde, von den Augen der Wissenschaft und der Gelehrsamkeit. Sie werden sehen, daß es eine Kraft giebt, welche sie nicht kannten und nicht ahnten, eine Kraft der Natur, welche ohne menschliches Zuthun das verrichtet, was die Arzneikunde bisher der Kunst oder der Natur zugeschrieben hat!

Oh, Du sprichst meine Gedanken aus, Therese, rief Mesmer zärtlich, Du siehst in meine Seele hinein, und findest auf Deinen Lippen meine Worte wieder! Du weißt also auch, daß ich die Wahrheit sage! Es giebt einen thierischen Magnetismus, eine übersinnliche Kraft,

welche besser als alle Arzeneien im Stande ist, den Menschen Gesundheit und Heilung zu bringen. Mögen die Aerzte darüber lachen, die Wissenschaft mich verspotten, eines Tages werden sie erkennen müssen, daß ich die Wahrheit gesprochen, und daß ihr Wissen nichts ist als eitel Lug und Trug! Die Aerzte sind Reisende, welche, einmal von der rechten Straße abgekommen, sich immer tiefer verirren, weil sie, statt umzukehren und sich zurechtzufinden, beständig gerade forteilen*)!

Aber Sie werden ihnen die rechte Straße zeigen, mein Meister, rief Therese begeistert, Sie werden die Verirrten zurückführen auf die rechte Straße, und der Dank der zukünftigen Geschlechter wird Ihnen dafür lohnen!

Wenn der Undank des gegenwärtigen Geschlechtes es dazu kommen läßt, sagte Mesmer wehmüthig. Es ist schwer, in dem Labyrinth des Wissens und des Glaubens sich zurecht zu finden. Ich weiß das, denn auch ich war lange Zeit ein Verirrter in diesem Labyrinth, aber ich sehnte mich nach der Befreiung, nach der Erkenntniß! Ein verzehrendes Feuer füllte meine ganze Seele! Ich suchte die Wahrheit nicht mehr voll zärt-

*) Mesmer's eigene Worte. Siehe: Franz Anton Mesmer aus Schwaben. Von Dr. Justinus Kerner. S. 58.

licher Neigung, sondern voll der äußersten Unruhe. Ich floh in die entlegensten Wälder, in die tiefste Einöde. Da fühlte ich mich näher der Natur. In der heftigsten Bewegung glaubte ich zuweilen, daß mein von ihren vergeblichen Lockungen ermüdetes Herz die Natur wild von sich stieße, und mit zürnender Stimme rief ich ihr zu: „Oh Natur, was willst Du von mir? Lasse ab von mir! Lasse mich weiter ziehen in meiner Dunkelheit, wenn Du mir doch das Licht nicht zeigen willst!“ — Dann wieder glaubte ich sie zärtlich zu umarmen, und beschwor sie mit der glühendsten Ungeduld doch endlich meine Wünsche zu erfüllen. Ein Glück für mich, daß in der Stille der Wälder nur die Bäume die Zeugen meiner Heftigkeit waren, denn die Menschen würden mich für wahnsinnig gehalten haben!

Ich nicht, Meister! rief Therese glühend. Ich hätte bei Ihnen sein mögen, und ich hätte Sie verstanden!

Mesmer drückte ihr zärtlich die Hand und fuhr fort: Alle übrigen Beschäftigungen wurden mir verhaßt, jeder Augenblick, den ich ihnen widmete, schien mir ein an der Wahrheit begangener Diebstahl zu sein! Ich bereute sogar die Zeit, die ich bedurfte, um Ausdrücke für meine Gedanken zu finden. Ich fand, daß wir

jeden Gedanken unmittelbar ohne langes Nachsinnen in die Sprache einzukleiden pflegen, die uns die bekannteste ist. Und da faßte ich den seltsamen Entschluß, mich von dieser Sclaverei loszumachen. Drei Monate dachte ich ohne Worte! Als sich dies tiefe Nachdenken endete, sah ich mich voll Erstaunen um! Meine Sinne betrogen mich nicht mehr wie vorher. Alle Gegenstände hatten für mich eine neue Gestalt, und mit einem nie gefühlten Entzücken ward ich mir bewußt, daß ich die Wahrheit, die ich so lange gesucht, endlich gefunden hatte! Es kam wieder Ruhe in meine Seele, denn sie hatte die Wahrheit erkannt, und sie entfernte sich nicht mehr von meiner Erkenntniß! Freilich stand mir nun noch ein schwerer Kampf mit den Meinungen der Menschen bevor, aber das schreckte mich nicht. Vielmehr fühlte ich die Nothwendigkeit, die Anzahl der Hindernisse dadurch zu vergrößern, daß ich's mir als die heiligste Pflicht auferlegte, der Menschheit das unschätzbare, meinen Händen anvertraute Gut in seiner vollen Reinheit so unverfälscht, als ich es von der Natur erhalten hatte, zu überliefern, und nur da helfend einzuschreiten, wo ich meiner Selbst gewiß war! Viel habe ich gelitten von dem Unverstand und der Bosheit der Menschen, am meisten von dem Neid und dem Hohn

der Aerzte, welche in ihrem Hochmuth lieber blind bleiben, als sich von Andern ein Licht anzünden lassen wollen*)! Aber der Tag ist gekommen, an dem ich sie zur Erkenntniß zwingen will! Heute sollen sie erkennen müssen, daß all ihr Wissen Stückwerk ist, und daß die Natur mit ihren heiligsten Offenbarungen ihnen bis hierher verschlossen war. Oh Therese, Du bist das Evangelium meiner neuen Religion, welche Gottes und der Natur überschwellend voll ist! Verkünde ihnen, mein Kind, die neue, die heilige Religion! Schlage Deine Augen auf, und lasse sie in ihren hellen Sternen die allewige Urkraft der Sterne und Planeten erkennen, die sie zu leugnen gewagt!

Ich will es, Meister, ich will es, rief Therese begeistert, ich will den Ungläubigen und Zweifelnden Dein Evangelium verkünden, und wider ihren Willen sollen sie glauben müssen! Ja, mein Herr und mein Meister! Die Stunde der Erkenntniß ist gekommen, und meine sehenden Augen sollen alle die Andern überzeugen, daß auch sie blind waren. Komm, Meister, nimm die Binde von meinem Angesicht, das Licht wird mich nicht mehr blenden, ich werde nicht mehr wie gestern ohnmächtig

---

*) Alle diese Reden enthalten Mesmer's eigene Worte. Siehe: Justinus Kerner. S. 60.

vor seinem Strahl zusammen sinken! Oh laß mich sehen, laß mich Dich sehen!

Sie fuhr mit ihren beiden Händen zu ihrem Haupt empor, um sich die Binde abzunehmen, aber Mesmer hielt sie zurück.

Nein, sagte er, noch nicht! Im Beisein aller meiner Feinde, die sich indeß Deine Freunde nennen, muß es geschehen, nicht eher!

Aber sie werden schon im Salon unserer warten! Hörst Du nicht, Meister, wie die Wagen vor unsere Thür rollen. Hörst Du nicht, wie sie die Treppe heraufsteigen! Oh sie werden Alle schon da sein! Komm also, laß uns gehen!

Noch nicht, Therese, denn wenn alle Diejenigen da sind, die ich erwarte, wird man, wie ich es erbeten habe, uns benachrichtigen.

Wen erwartest Du denn, Meister?

Meine Feinde, Therese! Und ich sage Dir, sie werden kommen! Der Professor Barth wird kommen, um den Charlatan zu sehen, der die Vermessenheit hat, durch eine unsichtbare Kraft zu heilen, was er, der berühmte Staarstecher und Anatom, nur vermöge seiner Pincette und seiner Messer vermag. Doctor Ingerhaus, mein erbitterter Gegner, wird da sein, um zu sehen,

welche infernalische Künste der Charlatan anwendet, der schon mehr als hundert Kranke geheilt hat, die seine Gelahrtheit für unheilbar erklärt hatte; Pater Hell wird da sein, um zu sehen, ob die Gegenwart eines großen Astronomen mich nicht schrecken wird, oder ob der Charlatan wirklich den Muth hat, selbst in Gegenwart Pater Hell's, der es doch besser weiß, zu behaupten, daß die Planeten da oben im Zusammenhang stehen mit den Menschen, und Einfluß haben auf ihr Sein und Denken. Ja, ja, sie werden Alle kommen, nicht um sich überzeugen zu lassen, sondern um zu triumphiren! Denn in ihrer Meinung ist es keinem Zweifel unterworfen, daß der Charlatan heute vernichtet ihnen gegenüber stehen wird!

Nenne Dich nicht mit so unwürdigem Namen, Meister, bat Therese schmerzlich.

Sie nennen mich ja Alle so, warum also soll ich es nicht auch thun, rief Mesmer lachend.

Sie nennen Dich jetzt noch so, aber heute noch werden sie Dich, wie ich, ihren Herrn und Meister nennen. Heute noch werden sie zur Erkenntniß kommen, heute noch werden sie zu Deinen Füßen niedersinken, und weinend und innerlich zerbrochen Dich um Vergebung flehen, daß sie so lange an Dir zweifelten, so lange im Irrthum befangen waren.

Oh, mein Kind, wie wenig kennst Du die Welt, rief Mesmer schmerzlich. Die Menschen verzeihen niemals Denen, welche sie eines Irrthums überführten, und für empfangene Wohlthaten pflegen sie sich durch Verleumdung und Verdächtigung zu rächen!

Oh, wenn es so ist, Meister, so lasse mir meine Blindheit! Begehre nicht, daß ich Diejenigen sehen soll, welche Deine Feinde sind, oder gieb meinem Auge die Kraft eines Dolches, damit ich die Unwürdigen durchbohre, gieb —

Sie stockte, und sank ächzend in die Kissen des Sopha's zurück. Mesmer hatte seine Hand gegen sie ausgestreckt, und die Spitzen seiner Finger berührten fast ihre Stirn.

Du bist aufgeregt, sagte er, schlafe!

Nein, murmelte sie, nein, ich will nicht schlafen! —

Ich will es! sagte Mesmer gebieterisch, und die Spitze seines Vorderfingers berührte leise ihre Stirn.

Therese seufzte tief auf, ihr Haupt sank zurück, und die schweren und ruhigen Athemzüge, welche aus ihrer Brust hervorgingen, bezeugten es, daß sie Mesmers Befehl erfüllt hatte, daß sie eingeschlafen war.

Nun neigte sich Mesmer über sie, und begann seine Manipulationen. Er näherte sich ihren halbgeöffneten Lippen, und auch seinen Mund öffnend, hauchte er ihren Athem ein, und strömte seinen Athem in ihren Mund zurück, den jetzt ein Lächeln unaussprechlicher Wonne umzitterte. Dann erhob er seine beiden Hände, und mit den Spitzen seiner Finger der Schlafenden Scheitel berührend, ließ er seine beiden Hände einen Halbkreis durch die Luft beschreiben, und dann auf der Brust Theresens sich wieder vereinigen, um dann in leiser Schwingung wieder empor zu steigen zu ihrer Stirn. So auf und ab in gleichmäßigen Wellenlinien bewegten sich seine Hände, und immer tiefer ward der Schlaf der Blinden, und immer wieder neigte sich Mesmer zu ihren Lippen, um ihren Athem zu trinken, und ihr den seinen einzuhauchen.

Und jetzt öffnete sich die Thür und Theresens Mutter erschien auf der Schwelle.

Die Eingeladenen sind Alle versammelt, sagte sie feierlich.

Mesmer nickte gravitätisch. Wir sind bereit, sagte er.

Mein Gott, Sie sagen das, und doch schläft Therese? rief Frau von Paradies verwundert.

Ich werde sie wecken, wenn es Zeit ist! Wo ist meine Glasharmonika?

Im Salon, wie Sie angeordnet hatten!

So lassen Sie uns dahin gehen, und von dorther Therese rufen!

XIII.

Der erste Tag des Lichts.

In dem Salon des Herrn von Paradies war die Elite der Wiener Gesellschaft versammelt. Die Aristocratie, die Wissenschaft, die Kunst und die Industrie waren hier vertreten, ja selbst die Kaiserin, wie gesagt, hatte einen ihrer Kammerherrn gesendet, um ihr Bericht zu erstatten über die merkwürdige Operation, die der neue Wunderdoctor heute an der „Pensionairin der Kaiserin" vornehmen wollte. Aber auch aus dem niedern Bürgerstande, sogar aus den untersten Schichten des Volkes waren, auf ausdrückliches Begehr Mesmers, einige Bevorzugte eingeladen worden. Die Bewohner der Paläste wie der Hütten sollten Zeuge sein des Triumphes der neuen Wissenschaft über die alte, des Triumphes des thierischen Magnetismus über die Satzungen der bisherigen Arzneikunde!

Ein geheimnißvolles Halbdunkel herrschte in dem Saale, denn auf Mesmer's Anordnung waren die grünen Vorhänge der Fenster heruntergelassen.

Ringsum in dem Saale waren Stühle aufgestellt, die mehrfach gereiht in einem Halbkreise diese Estrade umgaben, die sich da in der Mitte des Saals befand. Auf dieser Estrade stand ein Divan, einige Stühle und ein Tisch, auf welchem man einen verschlossenen Kasten bemerkte.

Auf diesen Kasten waren die neugierigen, fragenden Blicke der Versammlung gerichtet, und selbst Herr Professor Barth konnte sich, trotz seines stolzen, ironischen Lächelns, seiner olympischen Haltung und seines hoheitsvollen Wesens, eines Anflugs von Neugierde nicht erwehren, und wandte seine stolzen Blicke immer wieder zu dem Kasten hin

Sie werden sehen, Herr College, sagte er, sich zu seinem Nachbar neigend, er wird uns allen ein X für ein U gemacht haben. Er wird die Gelegenheit benutzen, um vor einer glänzenden Gesellschaft seine erste Augenoperation zu machen, und auf diese Weise sich schnell einen Ruf zu erwerben. Der Kasten wird seine Instrumente enthalten! Sie werden sehen, im entschei-

denden Moment wird er eine Lancette aus jenem Kasten nehmen, und sie damit operiren.

Das heißt, operiren wollen, Herr College, sagte Doctor Ingenhaus bedächtig: Diese Blinde zu operiren ist unmöglich, wie Ew. Hochwohlgeboren ja selbst zu allererst erkannt haben. Wie soll man operiren, wo nichts zu operiren ist? Das Messer und die Lancette können doch den erstorbenen Sehnerven ihrer Augen nicht neue Thätigkeit verleihen?

Wenn er eine Lancette nimmt, um ihr damit in die Augen zu bohren, werde ich ihn verhindern, rief der Professor mit drohender Stimme. Man soll es in meiner Gegenwart nicht wagen dürfen die Wissenschaft zu verhöhnen, und die gesunde Vernunft Lügen zu strafen. Ich werde genau Acht geben, und wehe dem Betrüger, wenn ich ihn betreffe.

Aber der Kasten enthält gewiß keine chirurgischen Instrumente, flüsterte der zweite Nachbar des Professor Barth. Ich denke, ich weiß, was darin ist.

Nun, was ist darin, Herr Pater Hell? fragten die beiden Herren mit lebhafter Neugierde.

Ein Planet wird darin sein, meine Herren, rief der berühmte Astronom. Sie wissen ja, der Wunderdoctor hat nicht genug an Euren Apotheken, er pfuscht mir in

meinen Himmel hinein, und will sich aus meinen Fixsternen und Planeten Arzneien und Latwergen brauen, mit denen er seine Patienten heilt. Hoffe indeß, daß er sich da in seinem Kasten einen Planeten mitgebracht hat, den noch Niemand kennt, und den er daher ungestraft sich vom Himmel herunterlangen konnte. Wehe ihm aber, wenn ich heut Abend auf meiner Warte einen meiner Sterne vermisse! Ich werde dann sogleich die Polizei requiriren, und den Monsieur Mesmer als einen frechen Dieb einstecken lassen.

Die Herren lachten fröhlich über den sarkastischen Scherz des Astronomen, wurden aber in ihrer Fröhlichkeit durch das Eintreten Mesmer's unterbrochen, der, dem Ruf der Frau von Paradies folgend, jetzt in den Saal trat.

Ohne die Versammlung eines Blickes, eines Grußes zu würdigen, durchschritt Mesmer den leeren Raum, und trat auf die Estrade. Sein Antlitz war bleich, aber ernst und energisch, und wie er jetzt, neben dem Tisch stehend, seine großen blauen Augen mit einem langsamen Blick über die Gesellschaft hingleiten ließ, fühlte Jedermann, daß in der Seele dieses Mannes kein Zweifel und keine Unruhe, sondern nur feste, unwandelbare Ueberzeugung wohne.

Jetzt öffnete Mesmer den Kasten. Ein athemloses Schweigen herrschte in der Gesellschaft, alle diese leuchtenden, fragenden, neugierigen Blicke waren unverwandt auf den Doctor gerichtet.

Er schien das nicht zu fühlen. Mit vollkommener Gelassenheit nahm er einen Stuhl und setzte sich nieder. Nun legte er seine Hand in den geöffneten Kasten, dessen Rückseite dem Publikum zugewendet war.

Jetzt wird er die Instrumente heraus nehmen, murmelte Professor Barth seinem Nachbar zu; aber bevor dieser Zeit fand zu einer Erwiederung, erschallte ein Ton von so wunderbarer, seltsamer Gewalt, daß selbst der gelehrte Professor sein Herz davon erbeben fühlte. Und jetzt ein neuer Ton, noch mächtiger anschwellend, noch langsamer in geisterhaftem Geflüster verklingend, und nun reihte sich Ton an Ton, nun durchrauschte den Saal die wunderbarste, nervenerschütterndste Musik. Und alle Gesichter erbleichten, und von den fremdartigen seltsamen Klängen fühlte sich jedes Herz bewegt, und wie verzückt hingen Aller Augen an diesem Zauberer, der seinem Kasten so merkwürdige, herrliche Musik zu entlocken vermochte.

Ah, sehen Sie da, Herr Professor, flüsterte der Pater Hell, Sie haben sich nur im Pronomen geirrt.

Der Mann hat in seinem Kasten nicht Instrumente, sondern nur ein Instrument.

Ja wahrhaftig, flüsterte Professor Barth, der Planet, den Sie prophezeiten, hat sich in eine Glasharmonica verwandelt.

Und die Lancette, die er führt, ist ein Fischbeinstab mit einem Pfropfen daran, sagte Doctor Ingenhaus achselzuckend.

Mesmer spielte weiter; immer lauter, immer machtvoller durchrauschten die Töne den Saal, mit immer sehnsuchtsvollerer Gewalt schienen sie einen unsichtbaren Geist beschwören zu wollen, daß er erscheine.

Und jetzt nahte da durch das Vorgemach eine weiße Gestalt. Sie schwebte näher heran, ihre Füße schienen den Boden nicht zu berühren, man hörte sie nicht, man sah sie nur nahen. Jetzt stand sie auf der Schwelle der Thür. Da blieb sie stehen, angewurzelt, unbeweglich, denn Mesmer streckte abwehrend eine Hand gegen sie aus, und bannte sie an diese Stelle.

Aller Augen wandten sich jetzt auf diese Gestalt hin, auf „diese Braut des Tages,“ die da in dem Schmuck ihres bräutlichen Festes sich nahte. Noch waren ihre Augen verhüllt von einer dicken Binde, noch gehörte diese rührende, zarte Gestalt dem Gott des Schweigens

und der Finsterniß an, aber sie stand schon auf der Schwelle einer neuen Welt, und das selige Lächeln, welches ihre Lippen umspielte, schien diese Welt mit einem ersten Liebeshauch zu begrüßen.

Athemlose Stille herrschte in dem Saal, langsam nur und leise ließ sich dann und wann ein sanftanschwellender Harmonikaton vernehmen. Dann wieder ward Alles still, feierlich, geheimnißvoll.

Da ließ Mesmer die Hand, welche er gegen Therese ausgestreckt hatte, sinken, da legte er sie wieder auf die Tasten, und nun durchrauschte der volle Strom der Melodieen wieder den Saal.

Therese bewegte sich, sie schritt vorwärts. Lauter, mächtiger erschallte die Musik.

Im Saal ward jetzt das tiefe Schweigen hier und da durch lautes Schluchzen, durch halblaut gemurmelte Gebete unterbrochen. Jedermann fühlte die Bedeutung dieses Momentes, und ließ sich von demselben hinreißen. Auf einmal entstand eine Bewegung, und einige Damen waren ohnmächtig geworden: ihre zartbesaiteten Nerven waren überwältigt worden von dem Eindruck dieser Stunde und dieser Musik*).

*) Es geschah sehr häufig, daß Damen, ja sogar auch Herren in Ohnmacht fielen, wenn Mesmer auf der Glasharmonika spielte. Siehe Justinus Kerner. S. 42.

Aber Niemand kümmerte sich um sie, Niemand wollte seinen Platz verlassen, um die Ohnmächtigen aus dem Saal zu führen. Man vergaß ihrer und schaute nur in athemloser Erwartung auf Mesmer und Therese hin.

Er spielte immerfort, aber das Haupt halb rückwärts gewandt, heftete er seine großen flammenden Blicke mit einem gebieterischen Ausdruck auf Therese.

Sie fühlte diesen Blick und erbebte unter demselben. Mit rascheren Schritten näherte sie sich jetzt; wie getragen von unsichtbaren Genien schwebte das junge, lächelnde Mädchen mit den verhüllten Augen zu der Estrade hin, und stand jetzt auf derselben, dicht neben Mesmer.

Er deutete mit einem einzigen, kurzen Wink seines Fingers auf den Divan hin. Sofort wandte sich Therese von Mesmer ab, und ging zu dem Divan, auf dem sie sich niederließ.

Sie ist gut abgerichtet, murmelte Herr Professor Barth. Das ist natürlich eine verabredete und einstudirte Scene.

Wenn man mit einer Glasharmonika Blinde sehend machen kann, flüsterte Doctor Ingenhaus, so verbrenne ich morgen meine Bücher, und werde wandernder Musikant.

Wenn man mit dem Winken seiner Hand Planeten citiren kann, sagte Pater Hell, so zerschlage ich heute noch meine Gläser und werde Famulus von Mesmer. Es scheint in der That, als ob —

Die Harmonika verstummte, und machte dem leisen Gespräch der gelehrten Herren ein Ende.

Mesmer stand auf, und seine hohe muskelkräftige Gestalt hoch emporrichtend, näherte er sich Theresen. Sie erbebte, und lehnte schwer athmend ihr Haupt zurück in die Kissen. Mesmer erhob seine Hände, und beschrieb über ihrem Haupt langsam einige Kreise durch die Luft.

Es brennt und bohrt in meinen Augen wie glühende Dolche, murmelte Therese.

Jetzt richtete er die Spitzen seiner Finger gerade gegen ihre Augen, und berührte mit denselben die Binde.

Nimm die Binde ab und sieh! rief Mesmer mit gebieterischer Stimme.

Therese hob hastig ihre Hände empor und riß die Binde von ihren Augen fort.

Eine athemlose Stille herrschte in dem Saal, alle Herzen klopften angstvoll, mit glühender Neugierde waren alle Blicke auf dieses bleiche, junge Mädchen gerichtet,

das mit weit geöffneten Augen auf der Estrade stand, und starr und unverwandt auf Mesmer hinschaute, der unbeweglich ihr gegenüber stand.

Jetzt hob Therese die Hand empor und deutete auf Mesmer hin. Wie, rief sie mit einem Ausdruck tiefen Entsetzens, ist das das Bild eines Menschen*)?

Mesmer antwortete nicht, er nickte nur mit dem Kopf; seine Arme auf die Hüften stützend, ließ er seinen Körper allerlei schwankende Bewegungen machen.

Therese stieß einen Schrei aus, und fuhr zurück. Das ist fürchterlich zu sehen! rief sie entsetzt. Dies Menschenbild wird über mir zusammenstürzen. Wo ist Mesmer, zeigt mir Mesmer!

Ich bin es, sagte Mesmer, sich ihr nähernd.

Sie zuckte zusammen und betrachtete ihn lange mit prüfenden, trüben Blicken. Ich glaubte, ein Menschenantlitz sei strahlend wie das Glück, sagte sie, und dies Gesicht, dünkt mich, sieht aus wie der verkörperte Schmerz. Sehen alle Menschen so aus? Wo ist meine Mutter?

Frau von Paradies hatte nur auf den Ruf ihrer Tochter gewartet, sie kam jetzt mit ausgebreiteten Armen,

*) Theresens eigene Worte. Siehe Justinus Kerner. S. 63.

ihr Antlitz überströmt von Freudenthränen, zu ihr herangeeilt.

Aber Therese warf sich nicht in ihre Arme, sie stieß einen Schrei aus, und verhüllte sich mit beiden Händen das Gesicht.

Therese, mein geliebtes Kind, rief ihre Mutter zärtlich, sieh mich an, schau in meine Augen und erkenne darin die Liebe einer Mutter.

Ja, das ist die Stimme meiner Mutter, rief Therese freudig, indem sie ihre Hände wieder von ihrem Antlitz gleiten ließ. Ihre Mutter stand neben ihr, und schaute sie lächelnd an.

Du, Du bist meine Mutter? flüsterte Therese. Ja, ja, ich erkenne Dich, ich kenne diese Augen, sie sehen aus, wie eine verklärte Thräne der Liebe! Oh Mutter, meine Mutter, laß mich Dich anschauen und zu Deinen Augen beten!

Frau von Paradies neigte ihr Haupt vorwärts, um ihre Tochter zu küssen, aber wieder fuhr Therese mit einem Aufschrei des Entsetzens zurück, und verhüllte ihr Gesicht.

Weshalb drohst Du mir so fürchterlich? fragte sie angstvoll. Geh zurück, Du wirst mir mit dem entsetzlichen Ding die Augen ausbohren.

Womit, Therese? fragte ihre Mutter erstaunt. Sieh mich an, und sage mir, was Dich in meinem Antlitz erschreckt.

Blicken Sie empor, und schauen Sie Ihre Mutter an, Therese, befahl Mesmer.

Sie gehorchte dieser Stimme, welche ihr Herz erbeben machte, und ließ ihre Hände von ihrem Antlitz gleiten.

Nun sage mir, was Dich erschreckt hat, bat Frau von Paradies!

Therese hob ihre Hand empor, und deutete schüchtern auf die Nase ihrer Mutter.

Das da, sagte sie. Was ist das?

Das ist meine Nase, rief ihre Mutter lächelnd, und durch den ganzen Saal hörte man jetzt das melodische Rauschen eines frohen Lachens.

Diese Nasen sind fürchterlich in dem Menschengesicht, rief Therese entsetzt. Es kommt mir vor, als wenn sie mir entgegen drohten, und mir meine Augen ausstechen wollten*).

Ich will Ihnen das Bild eines drohenden Menschen zeigen, Therese, rief Mesmer, indem er eine drohende

---

*) Theresen's eigene Worte. Siehe Justinus Kerner. S. 63.

Stellung annahm, und mit geballten Fäusten, mit blitzenden Augen, mit fest aufeinander gepreßten Lippen zu ihr heran schritt.

Therese brach zusammen, und stürzte auf ihre Kniee nieder. Sie werden mich tödten, schrie sie entsetzt.

Diese Scene, zugleich so einfach und so dramatisch, machte auf alle Anwesenden einen überzeugenden Eindruck. Selbst der gelehrte Professor Barth ließ sich hinreißen von der Gewalt des Momentes.

Bei Gott, das ist keine Täuschung, sie kann sehen, rief er.

Wenn das Herr Professor Barth sagt, so wird wohl Niemand es mehr zu bestreiten wagen, sagte Mesmer laut genug, um von Jedermann im Saal verstanden zu werden.

Der Professor runzelte finster seine Stirn, und gab sich das Ansehen, die Worte Mesmer's gar nicht gehört zu haben. Er bereute schon, was er gesagt, und hätte, trotz seines bekannten Geizes, jedes seiner Worte mit einigen Ducaten zurückkaufen mögen. Aber es war zu spät, alle Anwesenden hatten sie vernommen, und Jeder flüsterte es froh dem Andern zu: Auch Professor Barth ist jetzt überzeugt. Auch er gesteht zu, daß Therese sehen kann. Mesmer ist in Wahrheit ein Wunderdoctor!

Therese indeß hatte jetzt auch ihren Vater und ihre nächsten Verwandten begrüßt. Aber sie, welche während ihrer Blindheit immer ein so zärtliches, liebevolles Wesen gegen alle ihre Angehörigen gezeigt, hatte jetzt gegen sie Alle ein kaltes, fast zurückstoßendes Wesen.

Ich wußte es wohl, seufzte sie traurig, ich wußte es, daß das Sehen mich nicht glücklicher machen könnte. Ich sah Euch Alle mit meinem Herzen, und ich liebte Euch! Jetzt, wo ich Euch sehe mit meinen Augen, bebt mein Herz zurück und entsetzt sich vor all den traurigen Geheimnissen, die mir Eure Gesichter verrathen. Ach, ich glaube, um die Menschen recht lieben zu können, muß man blind sein! Aber, fuhr sie lebhafter fort, weshalb entzieht Ihr mir Bello, meinen Liebling. Oh laßt mich meinen treuen Hund sehen, er ist so lange mein Führer in meiner Blindheit gewesen, laßt mich ihn sehen!

Bello, der große schwarze Bernhardinerhund, hatte längst an der verschlossenen Thür eines Nebengemaches, die Nähe seiner Herrin witternd, laut gebellt und gewinselt.

Frau von Paradies eilte jetzt hin die Thür zu öffnen, und sofort stürzte der Hund mit langen Sätzen zu Theresen hin, um zu ihren Füßen niederzukauern, und ihre Hände zu lecken.

Therese neigte sich lächelnd zu ihm nieder, und hob seinen Kopf empor. Das kluge Thier, als errathe es den Wunsch seiner Herrin, legte seinen Kopf auf ihre Knie und schaute mit seinen großen, dunklen Augen klug und verständig zu ihr empor.

Therese streichelte sanft sein glänzendes schwarzes Fell. Dieser Hund, sagte sie sinnend, dieser Hund gefällt mir weit besser als ein Mensch. Es liegt so viel Güte und Wahrheit in seinen Augen, und sein Hundekopf erschreckt mich lange nicht so sehr, als ein Menschenangesicht*).

Ich denke, wir könnten uns jetzt von dannen begeben, brummte Professor Barth, das Schauspiel ist zu Ende, und jetzt werden die lieben Verwandten und Freunde nichts Eiligeres zu thun haben, als dem Autor und der ersten Liebhaberin zu applaudiren. Ich sehe für mich keine Verpflichtung ein, dabei zu sein!

Ich auch nicht, sagte Doctor Ingenhaus, indem er sich anschickte seinen Herrn Collegen zu begleiten. Ueberdies fühle ich mich etwas verwirrt im Kopfe von all' den Gedanken, die dieser verteufelte Doctor darin zerbröckelt hat. Lassen Sie uns gehen!

---

*) Theresen's eigene Worte. Justinus Kerner. S. 63.

Nehmen Sie mich mit, sagte Pater Hell ihnen folgend. Ich muß wirklich nachsehen, ob der Zauberer keinen Planeten vom Himmel gestohlen hat, mit dessen Hülfe er dieses Wunder hier zu Stande gebracht!

Die drei Herren durchschritten gravitätisch, und ohne sich zu verabschieden, den Saal, um sich hinweg zu begeben. An der Thür trafen sie den Grafen von Langermann, den Kammerherrn der Kaiserin.

Ah, Sie machen es, wie ich, meine Herren, sagte der Graf, Sie enteilen dem Zaubersaal, um die Wunder, die Sie erschaut, Ihren Freunden mitzutheilen. Ganz Wien wird heute und morgen von nichts Anderem sprechen als von der glücklichen Heilung der schönen Therese von Paradies, und Niemand wird jetzt mehr zweifeln können, da unser berühmter Professor Barth selber die glückliche Heilung constatirt hat. Ich werde mich beeilen das der Kaiserin mitzutheilen, und Ihro Majestät wird sehr erfreut sein ihren Schützling genesen zu wissen.

Sie können der Kaiserin auf alle Fälle mittheilen, daß wir eben eine sehr gut gespielte Theaterscene erlebt haben, Herr Graf, sagte Professor Barth verdrießlich.

Eine Theaterscene? fragte der Graf verwundert. Aber die Heilung des blinden Mädchens ist indeß doch

eine Wahrheit, und Sie selber haben das vorher bestätigt!

Ein flüchtig hingeworfenes Wort, das man halb aus Höflichkeit, halb aus Uebereilung sagt, ist noch keine Bestätigung, rief der Professor Barth ärgerlich. Man sagt Manches im Salon, was man in seiner Studirstube nicht zu rechtfertigen unternähme.

Auch bedarf ein solcher Fall der reiflichen Erwägung, sagte Doctor Ingenhaus bedächtig. Es ist unmöglich, in Einem Tage über ein Factum von so ernster Bedeutung zu entscheiden.

Aber, meine Herren, rief der Graf lachend, das Factum steht mindestens fest, daß das Fräulein von Paradies nicht mehr blind ist, und daß Mesmer sie ohne Instrumente und Arzneien blos durch das Auflegen seiner Hand kurirt hat! Ich eile, der Kaiserin diese Nachricht zu bringen!

Er grüßte die Herren mit einer flüchtigen Verbeugung, und eilte von dannen.

Da geht er hin, murrte Professor Barth, thut als ob er eine wunderbare Freudennachricht in der Burg als Herold zu verkünden habe. Im Hofcirkel wird man heute natürlich nur von dem Wunderdoctor Mesmer zu sprechen wissen.

Und wir? Was werden wir thun? fragte Pater Hell, mit seinen kleinen listigen Augen die beiden Freunde anblinzelnd.

Ja, sagen Sie, Herr College, was werden wir thun? fragte Doctor Ingenhaus.

Professor Barth antwortete nicht. Er schritt mit gravitätischer Ruhe die Treppe hinab, und über den Flur der Hausthür zu. Erst als sie auf der Straße angelangt waren und sich einige Schritte von dem Hause der Wunder entfernt hatten, blieb Professor Barth stehen, und legte seine Hände schwer und gewichtig auf die Schultern seiner beiden Freunde.

Was wir thun werden, meine Herren und Freunde? fragte er langsam.

Ja, sagen Sie es uns, sagte Doctor Ingenhaus. Dürfen wir es zugestehen, daß dieser Mann über uns den Sieg davon getragen hat? Daß er, den wir so lange als einen Charlatan verhöhnt und verspottet haben, jetzt zu Stande gebracht, blos mit seiner Hand, was unser berühmter Augenoperateur mit der Lancette in seiner Hand nicht zu Stande zu bringen vermochte?

Dürfen wir es dulden, fragte Pater Hell düster, daß dieser Mensch mit Einem kühnen Handgriff alle Gesetze der Wissenschaft und der Erfahrung umstößt,

und uns eine ganz neue, lächerliche Lehre an Stelle dessen setzen will, was seit Jahrhunderten und Jahrtausenden her in der Wissenschaft erkannt und erforscht war? Wagte er es nicht zu behaupten, daß er sich seinen thierischen Magnetismus von den Sternen herunter geholt habe? Hat er nicht die Keckheit zu sagen, was noch kein Astronom der ganzen Welt entdeckt hat, daß nämlich die Planeten einen directen Einfluß haben auf die Welt und die Menschen?

Und endlich, sagte Doctor Ingenhaus ingrimmig, endlich ist er nicht mir, der ich es zur Aufgabe meines ganzen Lebens gemacht habe, Nervenkranke zu behandeln und zu kuriren, mit der frechen Behauptung entgegen getreten, daß nur der thierische Magnetismus die Nervenkrankheiten zu heilen vermöge? Und laufen nicht seitdem alle meine Kranken wie wahnsinnig und toll mir aus der Kur fort, und rennen zu diesem Charlatan hin, der ihnen Heilung verspricht durch das Auflegen seiner Hand? Er ist auf diese Weise Arzt und Apotheker in Einer Person, und die wahnsinnigen Menschen zahlen ihm für seine eigene Person das Honorar, das sie sonst zwischen uns und den Apotheker theilen.

Er ruinirt die Astronomie, die Medicin und die Pharmacie, wenn er den Sieg über uns erlangt, sagte

Professor Barth feierlich; — über uns, das heißt über die Wissenschaft, denn wir vertreten die Wissenschaft; an welche dieser freche Mensch Hand anzulegen wagt. Die Wissenschaft würde in Trümmer zusammensinken, wenn wir diesen Mesmer gewähren ließen. Wir selbst würden durch ihn bei Seite gedrängt, und in den Staub getreten, während er triumphirend an uns vorübereilte, der höchsten Ehre zu. Schon verkündet der Kammerherr der Kaiserin bei Hofe das Wunder, das er erschaut, und in wenigen Stunden wird ganz Wien entzückt sein über die wunderbare Mähr, die es empfängt. Wenn wir nicht unsere Maßregeln nehmen, ist die Wissenschaft zu Grunde gerichtet, sind unsere Lehrstühle umgeworfen, ist unsere Praxis vernichtet.

Wir müssen also unsere Vorkehrungen treffen, riefen die beiden Herren schnell. Sagen Sie also, was sollen wir thun?

Einfach, die Scene, die wir erlebt haben, für ein Theaterstückchen ausgeben, sagte Professor Barth gelassen. Therese von Paradies ist blind, und bleibt blind, und was wir da heute gesehen, war eine einstudirte Farce, weiter nichts!

Aber unglücklicher Weise, verehrter Freund, haben Sie uns dieses Auskunftsmittel durch den liebens-

würdigen Enthusiasmus unmöglich gemacht, mit dem Sie die Blinde laut und öffentlich für geheilt und für sehend erklärten.

Sie haben also nicht den Ton der Ironie bemerkt, mit dem ich diese unglücklichen Worte sprach? Ich wollte den Charlatan verhöhnen, weiter nichts! Der Esel nahm für Wahrheit, was nur Spott war!

Und alle Anwesenden haben es unglücklicher Weise auch so gemacht, seufzte Pater Hell. Man wird Ihren Versicherungen leider hinterher schwerlich glauben!

Man wird es nicht heute, und nicht morgen, aber vielleicht übermorgen, sagte der Professor stolz. Wenn wir Aerzte und Männer der Wissenschaft in einem festen Phalanx auftreten gegen diesen Mann, wird es uns schon gelingen ihn zu besiegen. Wenn wir es nicht thun, ruinirt er uns Alle. Es ist also Pflicht der Selbsterhaltung ihn zu bekämpfen, und als einen Charlatan zu brandmarken! Das sei unsere Aufgabe, und sie zu lösen muß unser heiliges Bestreben sein! Therese von Paradies ist eine Blinde, und es ist im Interesse der Wissenschaft nothwendig, daß sie es bleibt. Man wird schon Mittel finden, es zu beweisen, daß sie es auch ist, und daß die guten, leichtgläubigen Wiener sich wieder einmal einen Bären haben aufbinden lassen! Kommen

Sie, wir wollen daheim in meinem Studirzimmer das Nähere verabreden! —

Während die drei Widersacher Mesmer's solche unheilvolle Pläne brüteten, waren die Freunde und Bekannten, die in dem Salon des Herrn von Paradies versammelt waren, noch immer damit beschäftigt, sich Theresen vorzustellen und die Genesene mit herzlichen Glückwünschen zu begrüßen.

Therese saß bleich und unbeweglich auf dem Divan, und starrte die fremden Gesichter mit einem traurigen Lächeln an, und schauderte, wenn man ihr sagte: das da ist die Freundin, welche Du so sehr liebst! Das ist der Freund, der Dir so oft durch seine lustigen Geschichten die Zeit verkürzte!

Sie schloß dann die Augen, und sagte flehend: Sprecht zu mir, damit ich Euch wieder erkenne, und mich so ganz allmälig an Euer fremdes Angesicht gewöhne. Sprecht jetzt zu mir, damit meine Augen durch mein Herz lernen Euch lieb zu gewinnen!

Auf einmal aber, als eben wieder eine ihrer Freundinnen ihr vorgestellt ward, brach Therese in ein lautes Lachen aus. Was trägt denn die für ein lächerliches Ding da über ihrem Haupt? fragte sie.

Nun, sagte ihre Mutter, das ist ja die Frisur, die

Du so sehr liebst. Das ist ein Kopfputz à la Matignon.

Therese fuhr entsetzt mit beiden Händen zu ihrem eigenen Haupt empor. Ja, sagte sie traurig, so unnatürlich steif und häßlich steigt da auch bei mir das lächerliche Ding in die Höhe. Ich will niemals wieder so frisirt werden, Mutter!

Aber, mein Kind, diese Frisur ist jetzt die neueste Mode, und Du wirst Dich wohl darein fügen, sie zu tragen, denn was Mode ist, ist schön!

Ich werde mich nicht darein fügen, sagte Therese, langsam ihr Haupt schüttelnd. Jetzt, da ich sehen kann, werde ich nicht so sehr fragen, was Mode, sondern was kleidsam, hübsch, und natürlich ist. Aber jetzt, da ich Menschen und Thiere kennen gelernt habe, jetzt laßt mich auch die Natur und den Himmel kennen lernen. Mein Arzt, der mir das Licht gegeben, soll mir jetzt auch den Himmel geben. Oh, Mesmer, führen Sie mich zu Gott, zur Natur und zum Himmel!

Kommen Sie, Therese, wir wollen es versuchen, ob Sie den Anblick des Lichtes schon zu ertragen vermögen, sagte Mesmer, indem er sanft ihren Arm in den seinen schob, und sie von der Estrade herunter hob.

Aber seltsam, Therese, welche sonst in ihrer Blind-

heit frei und leicht durch alle Zimmer des elterlichen Hauses ihren Weg fand, ohne nur einmal anzustoßen und sich zu verwirren, Therese bewegte sich jetzt nur schwankend und mit kleinen furchtsamen Schritten vorwärts.

Mein Gott, mein Gott, flüsterte sie, sich angstvoll an Mesmer's Arm klammernd, sehen Sie nur, wie alle diese Dinge auf mich zuschreiten, sie werden über uns zusammenstürzen und uns zerschmettern!

Mesmer lächelte. Diese Dinge stehen fest, sagte er, und wir sind es allein, welche sich bewegen. Sie werden sich an alle diese neuen Eindrücke gewöhnen, Sie werden durch die Erfahrung die Gesetze der Optik begreifen, und die Größe der Gegenstände ermessen lernen.

Aber was ist denn das? rief Therese verwundert, indem sie sich eben dem großen Wandspiegel näherte, der zwischen den Fenstern angebracht war.

Das ist ein Spiegel, Therese.

Aber da drin sind Sie ja zum zweiten Mal? Wer ist es, der es wagt, so auszusehen, wie Mesmer?

Das ist mein Spiegelbild, Therese.

Aber welch eine wunderliche Gestalt mit der abscheulichen Matignonfrisur hängt da am Arm Ihres Spiegelbildes?

Das sind Sie, Therese!

Das bin ich? rief sie lebhaft, indem sie hastig auf den Spiegel zuschritt. Aber plötzlich wich sie entsetzt zurück.

Mein Gott, sagte sie, diese Person kommt gerade auf uns zu. Lassen Sie uns zurücktreten, oder sie wird uns umstoßen!

Und sie wich ängstlich und scheu zurück; auf einmal aber lachte sie fröhlich auf. Ah, sagte sie, dieses Mädchen hat ebenso wenig Muth wie ich. Je weiter ich mich von ihr entferne, desto ängstlicher weicht sie vor mir zurück*).

Aber das ist auch nur eine optische Täuschung, Therese. Das junge Mädchen, welches Sie da sehen, ist auch nur ein Spiegelbild, Ihr Bild!

Ach, es ist wahr, ich vergaß, sagte sie müde, indem sie ihre Hände gegen ihre Stirn drückte. Kommen Sie, führen Sie mich dicht an den Spiegel, daß ich mich betrachten kann! Ich werde die Augen schließen, um nicht vor der Erscheinung zu erschrecken.

Sie schloß die Augen, und lehnte sich fester auf

---

*) Justinus Kerner. S. 65.

den Arm Mesmer's, der sie jetzt zu dem Spiegel geleitete.

Das also bin ich, flüsterte Therese, ihre Augen wieder öffnend, und mit prüfenden Blicken ihr Spiegelbild betrachtend. Meine Mutter hat Unrecht, sagte sie dann nach einer Pause. Das Gesicht da ist nicht hübsch, denn es ist langweilig; die Seele hat noch nichts auf dieses Gesicht geschrieben. Kommen Sie, Meister, beschäftigen wir uns nicht mehr mit diesem langweiligen Gesicht, lassen Sie mich den Himmel sehen!

Erst wollen wir versuchen, ob Sie das Tageslicht auch schon in seiner unverhüllten Gewalt ertragen können, Therese. Bleiben Sie hier stehen, ich werde den Vorhang des Fensters öffnen.

Mesmer trat an das Fenster, und ließ den Vorhang langsam aufrollen. Aber Therese stieß einen Schrei des Entsetzens aus, und verhüllte sich das Gesicht.

Das bohrt in meine Augen, wie Dolchspitzen, ächzte sie.

Ich wußte es wohl, sagte Mesmer, Ihre Augen müssen sich erst an den Tag gewöhnen. Ich werde Ihnen den Himmel heute Abend zeigen. Jetzt, Therese, müssen Sie es sich schon gefallen lassen, die Binde

wieder vor Ihr Antlitz zu legen, denn Ihre Augen bedürfen der Ruhe*)!

---

*) Die Schilderungen in diesem Capitel, namentlich der Eindrücke, welche Therese von dem, was sie sah, empfing, so wie auch Theresens Worte sind keine Erfindung, sondern ich bin darin genau einem Aufsatz gefolgt, den Justinus Kerner in seinem oft citirten Werk mittheilt, als von dem Vater des blinden Mädchens herrührend.

XIV.

Der Schlachtplan.

Kaiser Joseph war in seinem Cabinet eifrig damit beschäftigt, die im Laufe des gestrigen Tages eingelaufenen Briefe und Bittschriften zu lesen, als die Thür hastig geöffnet ward, und der eintretende Lakay Se. Durchlaucht den Fürsten Kaunitz meldete.

Der Kaiser winkte stumm mit der Hand, den Fürsten eintreten zu lassen, und eilte dann selber dem Fürsten entgegen, der so eben auf der Schwelle der Thür erschien.

Nun wahrlich, rief er lebhaft, dem Fürsten seine Hand darreichend, es muß ein ungewöhnliches Ereigniß sein, das Ew. Durchlaucht in so früher Morgenstunde zu mir führt.

Es ist auch ein ungewöhnliches Ereigniß, Sire, sagte

Kaunitz, indem er auf dem Lehnstuhl Platz nahm, den der Kaiser ihm selbst neben den seinen gestellt hatte.

Und zwar ein Ereigniß sehr feierlicher und festlicher Art, fuhr der Kaiser verwundert fort, denn wie ich sehe, sind Ew. Durchlaucht heute im Gala-Anzug, und geschmückt mit all den hohen und blitzenden Orden, welche die gerechte Anerkennung aller europäischen Fürsten Ihnen verliehen hat. Oh, sagen Sie doch, Durchlaucht, was hat dies Alles zu bedeuten?

Das hat zu bedeuten, Sire, daß heute der Tag gekommen ist, den ich seit zwanzig Jahren erwarte, den ich seit zwanzig Jahren nicht einen Moment aus den Augen verloren, für den ich gearbeitet, gedacht, gewirkt habe all diese Jahre hindurch, schweigend und in der Stille, ihn vor mir sehend wie ein herrliches Ziel, ihn herbeiwünschend wie den kostbarsten Lohn all meiner Arbeit und meiner Mühen. Ein solcher Tag ist aber im Leben eines Staatsmannes gewiß ein heiliger und hoher Festtag, und Ew. Majestät werden es daher natürlich finden, daß ich mich zu demselben geschmückt habe mit all den Zierrathen, welche die Gunst der Fürsten mir verliehen. Ich habe heute eine Schlacht zu schlagen, und damit ich sie gewinne, muß Ew. Majestät die Gnade haben mir zu secundiren.

Ah, es ist also ein Zweikampf mit der Kaiserin, in welchem ich Ihr Secundant sein soll? fragte Joseph lächelnd. Es ist sehr gütig, daß Ew. Durchlaucht mir die Ehre erzeigen wollen, aber Sie wissen wohl, daß ich nichts vermag über meine Frau Mutter, und daß ich noch immer ein Kaiser ohne Scepter und ohne Krone bin! Aber sagen Sie, Kaunitz, was ist der Grund dieses neuen Zweikampfes?

Sie kennen ihn, Sire, und ich komme zu Ihnen, Majestät, damit Sie sehen sollen, daß der Kaunitz ein Mann von Wort ist, und daß er erfüllt, was er verspricht.

Aber ich entsinne mich nicht, daß Sie mir jemals etwas versprochen hätten, rief Joseph sinnend.

Doch! Ich entsinne mich dessen, sagte Kaunitz, langsam sein Haupt neigend. Ich entsinne mich, daß eines Tages der junge Kaiser, glühend vor Aufregung und Zorn, in mein Kabinet stürzte, und von mir Rechenschaft verlangte für einen Kummer, den man ihm angethan.

Mariandel! rief der Kaiser tief aufseufzend. Es war damals, als man mir dies holde, liebliche Kind böslich entführt hatte.

Ja, es war an dem Tage, ich sah da einen jungen

Mann, der mehr mit dem Herzen als mit dem Kopf lebte, und mehr seinen Neigungen als seiner Vernunft Gehör geben wollte. Das mag im gewöhnlichen Leben recht genußvoll und bequem sein, aber dieser junge Mann durfte sich das nicht erlauben, denn er war ein Kaiser, und ich erinnerte ihn daran!

Sie erinnerten ihn daran, daß er nicht das Recht anderer Menschen habe, seinem Herzen zu folgen, sagte der Kaiser bitter, daß er kein Mann sei, der lieben und hassen dürfe, was ihm gefällt, sondern ein Kaiser, das heißt ein von den Verhältnissen der Politik und Etiquette abhängiges Geschöpf, das nur die Leiden, aber nicht die Freuden anderer Menschen zu theilen berufen ist. — Der Kaiser aber verstand mich und seinen hohen Beruf, und opferte seiner Krone das junge Mädchen, an welchem seine Augen Wohlgefallen gefunden. Für dieses Opfer versprach ich dem Kaiser, ihm allzeit ein treuer Bundesgenosse zu sein, und es ihm dadurch zu vergelten, daß ich mein ganzes Leben, Sein und Denken dem Dienste Oesterreichs weihete. Drei Dinge waren es vor Allem, die ich Eurer Majestät verhieß, und für die wir uns zu treuer Bundesgenossenschaft vereinigten. Entsinnen sich Ew. Majestät dessen noch?

Ich entsinne mich dessen. Sie versprachen mir,

Oesterreich siegreich und groß an die Spitze aller europäischen Mächte zu stellen, und Sie haben es gethan. Sie versprachen mir zum Zweiten, daß Sie Oesterreich eine Entschädigung schaffen wollten für das verlorene Schlesien, und auch dies Wort haben Sie erfüllt, für Schlesien haben Sie uns Galizien und Lodomerien gegeben. Zum Dritten versprachen Sie —

Zum Dritten versprach ich die Gewalt der Priester zu brechen, und die Jesuiten zu bekämpfen, unterbrach ihn Kaunitz mit feierlicher Stimme. Sire, ich bin heute hier, um mein Wort zu erfüllen. Die Stunde der Entscheidung ist da, ich will zur Kaiserin gehen, um ihre Einwilligung zur Vertreibung der Jesuiten aus dem ganzen Kaiserstaat Oesterreich zu erlangen!

Aber sie wird Ihnen dieselbe niemals gewähren, rief der Kaiser heftig. Sie wissen es ja, die Anhänglichkeit an diesen Orden der Jesuiten ist in dem Hause Habsburg erblich geworden, und die Kaiserin nennt mich zuweilen in ihrer schmerzlichen Aufwallung einen „entarteten Sohn," weil ich diese Anhänglichkeit nicht theile.

Es wird am Ende doch Mittel geben, diese Anhänglichkeit der Kaiserin zu untergraben, sagte Kaunitz gelassen.

Sie hoffen noch immer, und wir haben doch bisher

immer vergeblich gekämpft, rief Joseph schmerzlich. Wäre ich Regent, so könnten Sie meiner Unterstützung gewiß sein, und meinen Beifall zu Ihrem Plan der Aufhebung der Jesuiten haben Sie. Aber ich sehe, nach all den Niederlagen, welche wir Beide in dieser Sache schon erfahren haben, nicht ein, wie Sie denselben verwirklichen wollen! Oh, warum sieht die Kaiserin diese Leute nicht mit meinen Augen! Ich kenne sie, ich weiß alle ihre Entwürfe, die sie durchgesetzt, ihre Bemühungen, Finsterniß über den Erdboden zu verbreiten, und Europa vom Cap Finisterre bis an die Nordsee zu regieren und zu verwirren. In Deutschland waren sie Mandarine, in Frankreich Akademiker, Hofleute und Beichtväter, in Spanien und Portugal die Granden der Nation, und in Paraguay Könige*).

Und doch ist es dem Herzog von Choiseul gelungen, diese mächtigen Herren aus Frankreich, doch ist es Pombal und Aranda gelungen, sie aus Portugal, Spanien und Paraguay zu vertreiben. Weshalb sollten also wir verzweifeln an einer Sache, die doch diesen Männern gelungen ist?

---

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe Briefe Josephs II. als charakteristische Beiträge zur Lebens- und Staatsgeschichte dieses Herrschers. S. 12.

Weil wir es unglücklicher Weise mit einer Fürstin zu thun haben, welche die Jesuiten liebt, Kaunitz. Weil Maria Theresia eine Tochter aus dem Hause Habsburg ist. Ferdinand der Zweite und Leopold der Erste waren bis zum letzten Hauch ihres Lebens die treuen Gönner der Jesuiten, und Maria Theresia stammt aus ihrem Blut!

Aber Joseph der Erste, Ihr Großoheim, Sire, war auch ein Habsburger, und wie mich dünkt, war dieser Kaiser nicht eben der Jesuiten Freund!

Nein, wahrlich, der war nicht ihr Freund, rief der Kaiser glühend. Wäre Joseph nicht Kaiser geworden, so hätten wir in Deutschland vermuthlich auch Malagridas, Aveiros und einen Versuch des Königsmordes erleben können. Aber Joseph kannte sie vollkommen, und er war auf seiner Huth*). Kennen Sie die Geschichte, wie Joseph der Erste seinen Beichtvater gegen die Jesuiten zu vertheidigen wußte?

Ich bitte Ew. Majestät um die Gnade, mir diese Geschichte zu erzählen!

Hören Sie also! Das Synedrium des Ordens hatte einstmals den Beichtvater im Verdacht der Redlichkeit,

---

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe Briefe ꝛc. S. 13.

es beschuldigte ihn, mehr Anhänglichkeit an den Kaiser als an den Vatican zu beweisen, und veranlaßte deshalb, daß dieser redliche Mann nach Rom citirt ward. Er aber sah sein ganzes, grausames Schicksal voraus, wenn er dorthin müßte, und bat also den Kaiser, dies zu verhindern. Umsonst war Alles, was der Monarch that, um diesem Schritt vorzubeugen. Selbst der Nuntius verlangte im Namen seines Hofes die Entfernung des Beichtvaters. Da aber erklärte der Kaiser, aufgebracht über diesen Despotismus Roms, daß, wenn dieser Priester unumgänglich nach Rom müßte, er nicht ohne zahlreiche Gesellschaft dahin reisen sollte, und daß ihn alle Jesuiten in österreichischen Landen dahin begleiten müßten, von denen er keinen jemals in seinen Landen wiedersehen wolle. Diese auch in den damaligen Zeiten unerwartete und außerordentlich entschlossene Antwort des Kaisers ließ die Jesuiten von ihrem Vorhaben zurückstehen, und der redliche Beichtvater des Kaisers blieb in Wien*).

Nun, wir wollen versuchen, zu dieser schönen Geschichte heute einen Pendant zu liefern, sagte Kaunitz mit dem Anflug eines Lächelns. Lassen Sie uns an's

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe Briefe ꝛc. S. 13.

Werk gehen, Majestät. Wir haben keine Zeit mehr zu verlieren, Alles ist von mir angeordnet, vorbereitet und überlegt, Alles genau auf die Stunde berechnet. Leihen Sie mir also Ihren Beistand, Sire, und lassen Sie uns die Scene beginnen.

Sagen Sie mir nur, was ich zu thun habe, und ich bin bereit, einen letzten Versuch zu wagen, rief Joseph.

Fürst Kaunitz blätterte einen Moment in dem Portefeuille, welches er mitgebracht, und nahm dann einen Brief aus demselben hervor, den er dem Kaiser darreichte.

Wollen Ew. Majestät nicht die Gnade haben, diesen Brief an Ihro Majestät zu übergeben? Es ist ein Schreiben des Königs Carl III. an die Kaiserin, und wie ich aus dem Begleitschreiben des Marquis Aranda ersehe, beschwört darin der König seine erlauchte Verwandte auf die eindringlichste Weise, den Jesuiten, welche der König so energisch aus Spanien vertrieben, nicht in Oesterreich noch länger eine Zuflucht zu lassen.

Diesen Brief soll ich meiner Mutter übergeben? fragte der Kaiser lächelnd. Wenn das Alles ist, was ich zu thun habe, so dünkt mich, hätte der Gesandte Spaniens das ebenso gut machen können als ich.

Verzeihen Ew. Majestät, es ist aber nicht Alles, was Sie zu thun haben, und es geschieht auf den ausdrücklichen Wunsch König Carls, daß ich Ew. Majestät ersuchen soll, eigenhändig sein Schreiben der Kaiserin zu übergeben. Der König von Spanien wünscht dringend, daß Ew. Majestät sein Schreiben durch Ihre eindringlichen Worte und Vorstellungen unterstützen möchten, und er hat mich durch seinen Gesandten auffordern lassen, Ew. Majestät seinen Wunsch vorzutragen.

Und ich bin gern bereit, diesem Wunsch zu genügen, nur weiß ich vorher, daß heute, wie schon so oft, all mein Reden und Bitten in dieser Sache fruchtlos sein wird.

Versuchen es Ew. Majestät nur noch einmal, vielleicht hat es heute bessern Erfolg. Ich werde zu rechter Zeit mit guten Hülfstruppen zu Ihnen stoßen, und ich bitte Sie deshalb, Sire, die Kaiserin nicht eher zu verlassen, als bis ich mich bei ihr habe anmelden lassen.

Es ist also eine durchaus überlegte und geordnete Scene, welche wir da spielen wollen?

Eine durchaus überlegte Scene, ja! Und gebe nur Gott, daß die Maschinerie in Ordnung ist, und alle Personen ihr Stichwort genau inne haben.

Sie werden also nicht allein kommen?

Ich werde in Begleitung des päpstlichen Nuntius kommen, und wenn Ew. Majestät erlauben, gehe ich jetzt, ihn abzuholen, denn er erwartet mich. In einer halben Stunde werde ich mit ihm als Succurs für Ew. Majestät kommen.

Gehen Sie, und ich will mich zur Kaiserin begeben, rief Joseph glühend. Es ist ein großer Moment, dem wir entgegen gehen, der Geist der Weltgeschichte möge uns seinen Beistand und seinen Segen verleihen, damit dieser Moment auch ein guter und fruchtbringender werde für die kommenden Geschlechter!

XV.

„Dominus ac Redemptor noster."

Getreu den mit dem Fürsten Kaunitz getroffenen Verabredungen hatte der Kaiser, sobald der Fürst sich entfernt, sich in die Gemächer der Kaiserin begeben, und von dieser eine Audienz verlangt; denn Joseph genoß nicht des Vorrechts, dessen sich Fürst Kaunitz erfreute, er durfte nicht wie dieser in das Zimmer der Kaiserin treten, nachdem nur vorher der Kammerhusar seinen Namen laut verkündet hatte, sondern er mußte erst jedesmal in aller Form durch den Kammerherrn du jour bei Ihro Majestät um eine Audienz nachsuchen lassen, und geduldig so lange im Vorzimmer warten, bis dieser ihm die ablehnende oder gewährende Antwort der Kaiserin brachte.

Maria Theresia hatte indeß heute ihrem Sohn die nachgesuchte Audienz sofort bewilligt, und ihn in ihr

Cabinet eintreten lassen. Joseph aber, um den Zweck seines Kommens sofort zu erklären, hatte sich beeilt der Kaiserin das Schreiben des Königs von Spanien zu überreichen, und sie im Namen des Königs zu ersuchen, dasselbe in seinem Beisein zu lesen.

Die Kaiserin, verwundert über diese Dringlichkeit, hatte eingewilligt, und las jetzt, in dem Fauteuil vor ihrem Schreibtisch sitzend, den Brief ihres königlichen Verwandten, während der Kaiser sich in eine Fensternische zurückgezogen hatte, und die Arme in einander geschlagen, mit sinnenden, tiefernsten Blicken zu der Kaiserin hinüber schaute und den Eindruck beobachtete, den der Brief auf sie machte.

Er sah, wie das Antlitz der Kaiserin allmählig zu erglühen begann, wie ihre Stirn sich in finstere, drohende Falten legte, wie ihr Busen stürmisch auf und abwogte, und das Papier in ihren Händen zu zittern begann.

Das sind die Seemöwen, welche den nahen Sturm verkünden, sagte der Kaiser zu sich selber. Ich werde mich hüten müssen, nicht von einer aufschäumenden Woge des Zorns wie ein leckes Schiff in den Grund gebohrt zu werden.

Maria Theresia, als habe sie die Gedanken des

Kaisers errathen, hob eben ihre Augen von dem Papier empor, und schaute mit einem zornigen Blitz zu ihrem Sohn hinüber.

Weiß der Kaiser, was dieses Papier enthält? fragte sie hastig.

Ich glaube, es zu wissen, Majestät, sagte Joseph, indem er aus der Fensternische hervortrat, und sich der Kaiserin näherte. Der König Carl von Spanien wünscht nichts sehnlicher, als daß Ew. Majestät sich in Ansehung der Jesuiten auf seine Seite stellen.

Er verlangt nichts Geringeres, rief Maria Theresia, indem sie mit der Hand auf das Papier schlug, daß es knisterte, nichts Geringeres, als daß ich seinem Wüthen gegen die heiligen Väter vom Orden Jesu nachkomme, und wie mich dünkt verlangt er das in einer ziemlich ungebührlichen und leidenschaftlichen Sprache. Ohne Zweifel hat er Ew. Majestät gebeten, sein Gesuch bei mir zu unterstützen, denn er weiß wohl, daß der Kaiser in diesem Ding, wie in so vielen andern, nicht mit seiner Mutter harmonirt und ihr vielmehr entgegen ist. Nit wahr, Herr Sohn, gedenkst mit dem König Carl da ein Turnier zu fechten gegen Deine Mutter, und hoffst wiederum den Sieg über mich zu erlangen, wie Du es

leider mit Polen auch gethan. Sag's frei heraus! Willst nicht dem Brief da das Wort reden?

Frei heraus, Majestät, ja, das will ich, rief Joseph. Ja, ich will thun, was König Carl gethan hat, ich will Ew. Majestät beschwören und anflehen, den Jesuiten die Macht zu entziehen, welche sie seit Jahrhunderten in Oesterreich wie in der ganzen Welt auf eine so empörende und gewaltsame Weise gemißbraucht haben! Ich will Ew. Majestät beschwören, zu thun, was König Carl von Spanien, was König Ludwig von Frankreich gethan, und die Jesuiten aus Ihren Landen zu verbannen!

Ich werde das nicht thun, mein Herr Sohn, rief die Kaiserin, deren Antlitz glühte, die sich aber noch gewaltsam zur Ruhe zwang. Nein, ich werde das nicht thun! Ich untersuche nicht, ob die Jesuiten verdient haben, was ihnen so eben in Frankreich, Spanien und Portugal widerfahren ist, denn ohne Zweifel hatten die Souveraine, welche die Unterdrückung des Ordens verfügt, das Für und Wider in ihrer Weisheit abgewogen; allein da ich sie wegen ihrer Aufführung in meinen Staaten nur loben kann, nicht minder wegen ihres Eifers und ihrer Arbeiten, so halte ich ihre Existenz für das Wohl der Religion und meiner Völker höchst wichtig

und muß sie in dieser Ueberzeugung aufrecht erhalten und beschützen*).

Wenn Ew. Majestät das thun, so ist Oesterreich verloren, rief der Kaiser, in seiner eigenen heftigen Erregung der nöthigen Vorsicht ganz und gar vergessend.

Wer wagt es, das zu sagen, rief Maria Theresia, von ihrem Fauteuil emporspringend, und sich hoch und stolz vor Joseph aufrichtend. Wer wagt es, mit so kecker Stirn mir gegenüber zu treten, und zu verdammen, was ich billige, zu schelten, was ich gut heiße?

Ich wage das, im Namen des ganzen österreichischen Volkes, das die Jesuiten bisher in Zwang und Knechtschaft erhalten haben, sagte Joseph ernst, ich wage es im Namen der mißleiteten, irregeführten Jugend, welche in den Schulen und Collegien der Jesuiten irrige Lehren und falsche veraltete Begriffe eingesogen, ihre Lehrjahre vergeudet hat, und unwissend und verdummt aus den Schulen und Universitäten wieder hervorgegangen ist. Das Schulwesen ist verfallen und zu Grunde gegangen unter der Herrschaft der Jesuiten, und Unwissenheit

---

*). Maria Theresia's eigene Worte. Siehe: Georgel mémoires pour servir à l'histoire des évènements de la fin du XVIII. siècle. P. 130.

und Geistesfinsterniß haben sie an dessen Stelle gesetzt.

Man hat bei mir solche Klagen geführt, sagte die Kaiserin stolz, und ich habe davon, wie es einer Herrscherin ziemt, wohl Notiz genommen. Habe dem Jesuitencollegium das Recht entzogen, ihren Rector zugleich als Präsidenten der Universität zu betrachten, und hab' die frommen Väter auf immer von dieser Stelle entfernt. Hab' ihnen auch die Censur der Bücher entzogen, hab' ferner dem Cardinal Migazzi gestattet ein Priesterseminar zu errichten, und die Oberaufsicht desselben den Jesuiten zu entziehen. Hab' Alles reiflich in Erwägung gezogen, was mir der Cardinal in seinem Mémoire über der Jesuiten nachtheiligen Einfluß auf die Studien und die Wissenschaft Ueberzeugendes gesagt hat, und bin bereitwillig auf alle seine Verbesserungsvorschläge eingegangen. Ich denk' also als Kaiserin und Herrscherin meine Pflicht gethan zu haben, und mein' auch mich streng genug gezeigt zu haben, denn da der Beichtvater der Erzherzoginnen, der Franz Lener, es gewagt hat, gegen die Prinzessinnen in ungebührlichen Ausdrücken wider den Cardinal zu eifern, hab' ich ihn seiner Stelle entsetzt, und für immer aus Oesterreich verbannt. Hab' also nit bewiesen, daß ich Partei nehm' für die Väter Jesu, sondern bin streng

und gerecht verfahren allzeit. Mehr aber sollt Ihr nit verlangen, und mehr werd' ich nimmer thun! Will Allen gerecht werden, also auch den Jesuiten, will sie ferner schützen in meinen Landen, denn die Jesuiten sind die Vormauer aller Autoritäten, und so lange sie aufrecht stehen, wird das freche Wesen der Anarchie und des Ungehorsams nimmer die Grenzen Oesterreichs überschreiten können*).

So lange die Jesuiten aufrecht stehen, rief Joseph, wird die Wissenschaft, die Moral, und die Religion in ihrem innersten Wesen gefährdet sein! Weshalb nimmt der Adel jetzt überall seine Söhne aus den Jesuitenkollegien fort? Weil man allgemein bemerkt hat, daß die Zöglinge der Jesuiten vor Allen durch ausgelassene Lebensart, durch Atheisterei und die unsichere Moral des Probabilismus ausgezeichnet waren**)! Weshalb sind bei uns die Wissenschaften verfallen und nicht in dem Zustande, der ihnen gebührt? Ich antworte darauf nicht mit meinen Worten, sondern mit denen, welche der Cardinal Migazzi in dem Mémoire gebraucht, das er an Ew. Majestät gerichtet hat. „Der Jesuitenorden hatte,

*) Der Kaiserin eigene Worte. Siehe Groß-Hoffinger I. S. 185.

**) Groß-Hoffinger I. S. 184.

wie alles Irdische, das allgemeine und klägliche Schicksal, welches will, daß sich Alles seinem Untergang nähere, und die Väter scheinen durchaus von der guten Straße abzuweichen, auf welcher sie einst so ruhmwürdig dahingeschritten waren." — Oh, die Jesuiten schreien über die Bosheit und den Haß ihrer Feinde, aber die zwei größten Feinde, welche sie haben, sind ihre eigene Unwissenheit, und die zunehmende Geistescultur des Volkes!

Aber sie haben durch Jahrhunderte Gutes und Großes geschafft, rief die Kaiserin, sie allein haben durch Jahrhunderte die Wissenschaften und Künste gepflegt und behütet, die Bildung gefördert und den Völkern ferner Welttheile das Christenthum gebracht. Wenn Ihr jetzt, Ihr klugen jungen Leute, Alle vermeint, daß die Jesuiten alte Leute sind, welche nichts mehr zu leisten vermögen, so solltet Ihr ihnen mindestens die Ehrfurcht bezeigen, die man dem Alter schuldig ist, und dem greisen Orden, welchem ich die Macht genommen zu schaden, solltet Ihr dankbar sein für die Großthaten seiner Jugend!

Nein, Majestät, rief Joseph erglühend in edlem Zorn, kein Volk hat die Verpflichtung der Dankbarkeit gegen dies Institut, das die schwärmerische Einbildungskraft eines spanischen Veteranen in einer der südlichen Gegenden Europas entwarf, das eine Universalherr-

schaft über den menschlichen Geist zu erwerben suchte, und seinen Ruhm, die Ausbreitung seiner Größe und die Verfinsterung der übrigen Welt zum ersten Augenmerk seiner Pläne machte. Aber am allerwenigsten hat Deutschland Grund den Jesuiten dankbar zu sein! Ehe sie in Deutschland bekannt geworden, war die Religion eine Glückseligkeitslehre der Völker, aber die Jesuiten haben sie zum empörenden Bild umgeschaffen, zum Gegenstand ihres Ehrgeizes, und zum Deckmantel ihrer Entwürfe sie herabgewürdigt. Der Jesuiten Intoleranz war Schuld und Ursach, daß Deutschland das Elend eines dreißigjährigen Krieges dulden mußte. Ihre Principien haben die Heinriche von Frankreich um Leben und Krone gebracht, und sie allein sind Urheber des entsetzlichen Edicts von Nantes gewesen! Die Erziehung der Jugend, Literatur, Belohnungen, Ertheilung der größten Würden im Staat, das Ohr der Könige, und das Herz der Königinnen, alles war ihrer weisen Führung anvertraut! Man weiß aber nur zu sehr, welchen Gebrauch sie davon gemacht, welche Pläne sie ausgeführt, und welche Fesseln sie den Nationen auferlegt haben. Wahrlich, wenn ich zu irgend einem Haß fähig wäre, so müßte ich diese Menschengattung hassen, welche einen

Fénélon verfolgt, und welche die Bulla in coena Domini hervorgebracht, die so viel Verachtung für Rom erzeugt hat*)!

Nun, es will mich bedünken, daß der Herr Sohn eines tapfern Hasses fähig ist, und daß er sich nit zu beklagen hat über sein allzuweiches und gutes Herz, rief Maria Theresia mit flammenden Blicken. Ging's nach Ihm, so würden die Väter Jesu noch heute verbannt, und könnten geschmäht und verhöhnt in der Fremde umherirren. Aber sie würden freilich nit weit zu wandern haben, denn der König von Preußen, den doch mein Herr Sohn auch den weisen und großen Friedrich nennt, der König von Preußen ist gern bereit uns auch die Jesuiten zu nehmen, wie er uns Schlesien genommen hat. Will auf all die Beschuldigungen, welche der Herr Sohn gegen die Jesuiten geschleudert hat, ihm auch nur antworten mit den Worten dieses Königs, der ja doch allen modernen Freigeistern und Philosophen als Muster vorleuchtet. Der König hat auch schon das Gerücht vernommen, welches jetzt die Welt durchrauscht, das

*) In dieser ganzen Rede des Kaisers ist kein Wort Erfindung, sondern sie enthält nur die eigenen Worte des Kaisers. Siehe: Briefe von Joseph II. S. 15 — 16.

Gerücht, es wolle der heilige Papst zu Rom den Orden der Jesuiten ganz und gar aufheben, und in Bezug darauf hat der preußische König an seinen Agenten zu Rom, den Abbé Colombine, ein Schreiben gerichtet, von welchem mir unser dortiger Gesandte eine Abschrift hat zugehen lassen. Hab' sie heute mit dem italienischen Courier bekommen, und es macht mir Freude sie dem Herrn Sohn vorzulesen. Höre Er nur!

Die Kaiserin nahm von ihrem Schreibtisch ein Blatt Papier, und mit hastigem Athem, mit glühenden Wangen las sie: „Sagen Sie es Jedermann, der es hören will, jedoch ohne Prahlerei und Affectation, und suchen Sie auch eine schickliche Gelegenheit es dem Papst oder seinem ersten Minister zu sagen, daß in Ansehung der Jesuiten mein Entschluß dahin gefaßt sei, sie auf alle Fälle in meinen Staaten in jenem Zustande, in welchem sie sich bis jetzt befanden, beizubehalten. Im Breslauer Frieden habe ich in Ansehung der Religion den Status quo für Schlesien garantirt. Ich habe in allen Rücksichten nie bessere Priester als die Jesuiten gefunden. Fügen Sie zugleich auch hinzu, daß, da ich in die Klasse der Ketzer gehöre, der heilige Vater mich ebensowenig von der Obliegenheit, mein Wort zu halten, als von den

Pflichten eines ehrlichen Mannes und eines Königs dispensiren könne. Friedrich*)."

Nun? rief die Kaiserin, nachdem sie zu Ende gelesen. Soll ich, die apostolische Majestät, mich beschämen lassen von dem Ketzerkönig? Wollt Ihr alles Ernstes verlangen, daß ich einem katholischen Orden mich grausamer zeige als ein protestantischer Fürst? Nimmer und nimmer soll das geschehen! Hab' in meinen Landen keine Ursach den frommen Söhnen Loyola's zu zürnen, bin ihnen Lieb und Dankbarkeit schuldig für viel Gutes und Schönes, das sie seit langen Zeiten in Oesterreich zu Stande gebracht, und will sie dafür schätzen und hoch halten, so lang mir Gott das Leben läßt!

Der Kaiser war eben im Begriff eine heftige Antwort zu geben, als die Thür sich öffnete und der Kammerhusar mit feierlicher Stimme verkündete: Se. Durchlaucht der Fürst Kaunitz, und Se. Eminenz der päpstliche Nuntius Monsignore Garampi!

Maria Theresia befahl sie eintreten zu lassen, und nahm wieder auf ihrem Fauteuil Platz, hinter welchem der Kaiser sich aufstellte, die leuchtenden Blicke der

---

*) Peter Philipp Wolf: Allgemeine Geschichte der Jesuiten. Bd. 4. S. 53.

Thür zugewandt, durch welche jetzt der Fürst eintrat, Hand in Hand mit dem päpstlichen Nuntius.

Beide Herren näherten sich schweigend und mit feierlichem Ernst der Monarchin, welche ihnen in gespannter Erwartung entgegensah, und dem Nuntius mit einem huldvollen Lächeln die Hand zum Kusse darreichte.

Bin wahrlich gespannt, zu erfahren, was diese beiden Herren zu gemeinsamer Audienz zu mir führt! sagte die Kaiserin nach einer Pause. Man ist's nit gewohnt den Gesandten Sr. Heiligkeit des Papstes gerade in Gesellschaft des Fürsten Kaunitz Durchlaucht zu mir kommen zu sehen, und wenn Se. Eminenz es heute vorgezogen haben, statt in Begleitung des Herrn Cardinal Migazzi, lieber in der des Herrn Fürsten Kaunitz zu kommen, so muß das wohl seine absonderlichen und ungewöhnlichen Beweggründe haben.

Das kommt daher, Majestät, sagte Kaunitz ruhig, daß das, was der Herr Nuntius heute vorzutragen hat, eigentlich zunächst nicht die Kirche allein, sondern mehr noch den Staat angeht, und bei Staatsgeschäften gebührt es wohl dem Reichskanzler und ersten Minister Euerer Majestät zugegen zu sein.

Ew. Eminenz haben mich im Namen des Papstes

in Staatsgeschäften zu sprechen? fragte die Kaiserin verwundert. Sprechen Sie also! Was ist's, das Se. Heiligkeit Ihnen aufgetragen?

Der Nuntius nahm aus seinem Talar ein zusammengefaltetes Pergamentblatt hervor, von welchem an seidenen Fäden die großen päpstlichen Siegel herabhingen.

Se. Heiligkeit beauftragt mich, Ihro apostolischen Majestät ein Breve vorzulesen, sagte Monsignore Garampi feierlich. Wollen mir Ew. Majestät die Erlaubniß dazu ertheilen?

Lesen Sie! sagte die Kaiserin, indem sie sich aus ihrem Sessel erhob, um die Botschaft des Papstes anzuhören.

Der Nuntius entfaltete das Pergament, und unter dem feierlichen, athemlosen Schweigen der Andern las er dieses Breve, welches seitdem in der Geschichte nach seinen Anfangsworten den Namen: „Dominus ac Redemptor noster“ erhalten hat. Dieses Breve begann mit einer Auseinandersetzung, daß es von jeher in der Gewalt der Päpste gelegen, religiöse Orden zu begründen und aufzuheben, und daß die Päpste zu allen Zeiten von dieser Gewalt Gebrauch gemacht. So habe Gregor alle Bettelorden, Clemens V. den Tempelorden, Pius V. den Orden der Humiliatenbrüder u. s. w. aufgehoben.

Sodann wandte sich das Breve zu einer Beleuchtung des Jesuitenordens. Es sagte, dieser Orden der Gesellschaft Jesu sei von den Päpsten großmüthig und freigebig unterstützt, wegen seines guten Zweckes, beizutragen zur Förderung der Frömmigkeit und Religion, zur Bekehrung der Ketzer und Ungläubigen. Es sei aber in dieser Gesellschaft seit ihrem Entstehen mannigfacher Samen der Zwietracht und Eifersucht aufgekeimt, nicht allein in ihrem Innern, sondern auch gegen andere Orden, gegen Akademieen, Universitäten, öffentliche Schulen, ja sogar selbst gegen die Fürsten, in deren Staaten sie aufgenommen worden.

Als der Nuntius bis hierher gelesen, hielt er aufathmend einen Moment inne und ließ seine Blicke hinüber schweifen nach der Kaiserin, die ihm mit bleichem Antlitz, mit unruhigen Blicken zugehört hatte, während das Antlitz des Kaisers immer heller, immer strahlender von Freude und Zuversicht geworden war, und seine leuchtenden Augen die Blicke des Fürsten Kaunitz suchten, um in ihnen die Bestätigung seiner Wünsche und Hoffnungen zu suchen. Aber das Antlitz des Fürsten war so unbewegt und ehern, wie immer, kein Zug seines Gesichts, kein Zucken seiner Lippen verrieth bei ihm irgend eine Bewegung, ruhig und kalt hefteten sich seine

großen lichtblauen Augen auf den Nuntius und schweiften dann zuweilen langsam und theilnahmlos hinüber nach der Kaiserin und ihrem Sohn.

Lesen Sie weiter, Eminenz, lesen Sie weiter! sagte Maria Theresia jetzt athemlos.

Der Nuntius verneigte sich ein wenig, und mit lauter erhobener Stimme las er: „In Rücksicht, daß zwischen dem heiligen Stuhl und den Königen von Frankreich, Spanien, Portugal und beider Sicilien, deren Voreltern sich durch angeerbte Frömmigkeit und Großmuth auszeichneten, Zwietracht entstanden sei, welche durch die Intriguen des Ordens der Gesellschaft Jesu hervorgerufen, in Betracht, daß diese Gesellschaft die reichen Früchte nicht mehr bringen, und den Nutzen nicht mehr schaffen könne, welchen sie gestiftet, in Betracht dessen heben wir mit reifer Ueberlegung, aus gewisser Kenntniß und aus der Fülle der apostolischen Macht, die erwähnte Gesellschaft auf, unterdrücken sie, löschen sie aus, schaffen sie ab*)!“

Ein durchdringender Schrei tönte von den Lippen der Kaiserin, und wie zerschmettert von der unerwarteten Nachricht taumelte sie rückwärts und sank laut ächzend

*) Dr. Adam Wolf: Oesterreich unter Maria Theresia. S. 430.

wieder in den Fauteuil nieder. Als aber der Kaiser sich zu ihr niederbeugte, als er zu ihr sprechen wollte, wehrte sie ihn mit Heftigkeit zurück.

Schweig, sagte sie heftig. Will zu dieser Stund' weder tröstliche noch triumphirende Wort' von Dir vernehmen. Rath Dir aber, Deine Freude nit gar so laut werden zu lassen, denn noch bin ich allein Herrin in meinen Landen, und keine andere Stimme hat zu gebieten, als die meine!

Und indem ihre flammenden Blicke sich mit einem drohenden Ausdruck jetzt auf den Nuntius hefteten, sagte sie: Se. Heiligkeit hat es nicht für nöthig erachtet, sich vorher wegen dieser traurigen und höchst betrübenden Angelegenheit mit Mir und meinem Hofe zu verständigen, wie er das ohne Zweifel mit den Höfen von Spanien und Frankreich gethan. Mögen diese also das heilige Breve, dessen Inhalt ihnen natürlich kein Geheimniß gewesen, unverzüglich verkünden. Mich hat dies Geheimniß wie ein Blitzstrahl überrascht, und ich muß mir erst Zeit gönnen, mich zu erholen, und meine Entschließungen zu treffen.

Nein, Majestät, sagte der Nuntius, Niemand hat dies Breve gekannt, Niemand hat vor seinem Erscheinen mit Bestimmtheit von demselben gewußt. Im tiefsten

Geheimniß, in der Stille der Nacht hat Se. Heiligkeit es mit dem Kardinal Zelada ausgearbeitet, und weder die Gesandten in Rom, noch die Congregation der Jesuiten wußten etwas davon*). Auch hat Se. Heiligkeit mich ausdrücklich ermächtigt und mir befohlen, Ihro apostolischen Majestät der Kaiserin Maria Theresia von ihm zu sagen, „daß Se. Heiligkeit es der Kaiserin und der ganzen Welt versichere, er habe sich in der Jesuiten-Angelegenheit nicht durch irgend eine Rücksicht der Welt, auch nicht aus Zwang oder Gefälligkeit für die bourbonischen Höfe bestimmen lassen, sondern sei einzig und allein den Befehlen seines Gewissens und seiner reiflichen Ueberlegung gefolgt"**). Mit Gebet und Einsamkeit hat er sich vorbereitet zu dem großen, ernsten Schritt, mit Gebet hat er ihn vollendet. Und jetzt beschwört und bittet Se. Heiligkeit die Allerchristlichste Kaiserin, für Ihre Lande seinem Breve die Bestätigung zu ertheilen, auf daß alle Welt erkennen möge, welche unerschütterliche Eintracht herrschet zwischen dem heiligen Stuhl zu Rom und dem Kaiserhofe Oesterreichs.

Das ist der Moment, wo die Staatsgeschäfte beginnen, sagte Kaunitz sich der Kaiserin nähernd. Ich

---

*) Adam Wolf. Maria Theresia ꝛc. S. 430.
**) Ebendaselbst. S. 431.

bitte Ew. Majestät, mir den schriftlichen Befehl zuzustellen zur Publicirung des Breve, welches ich alsdann dem Kardinal Migazzi mitzutheilen habe.

Bitt' Er nicht, Seine Bitte kommt zu früh! rief die Kaiserin heftig. Bin noch nit entschlossen zu thun, was Er verlangt. Hat Se. Heiligkeit, ohne mich zu fragen und mich nur zu benachrichtigen, ohne mich auch nur einer vertraulichen Mittheilung zu würdigen, seine Entschließungen getroffen, so werde ich nun auch, ohne Rücksicht auf den päpstlichen Stuhl, die meinigen treffen.

Aber ich bin von der Weisheit und Erhabenheit Eurer Majestät überzeugt, daß diese Ihre Entschließungen im Einklang stehen werden mit denen des heiligen Vaters zu Rom, rief Joseph glühend, und indem er halb ein Knie vor der Kaiserin beugte, und ihre Hand an seine Lippen drückte, fuhr er fort: „Oh Majestät, lassen Sie diese Stunde zu einer segenbringenden für Ihre Völker werden! Geben Sie Ihrem Sohn das heilige und schöne Vorrecht im Namen aller dieser Völker zu Ihnen zu flehen: erlösen Sie uns aus den tyrannischen Händen, welche bis hieher unsern Geist gefesselt und in Banden hielten, befreien Sie uns von dem Zwang, den die Jesuiten über unsere Gewissen und unsere

Herzen ausgeübt. Oh seien Sie diesmal, wie immer, unsere weise Mutter, welche nichts will als das Wohl Ihres Volkes, nichts begehrt als die Größe Ihres Landes! — Oh meine Kaiserin und Herrin, es ist ein großer erhabener Entschluß, den ich im Namen Oesterreichs von Ihnen erflehe, aber mit goldenen Lettern wird der Genius der Weltgeschichte ihn einzeichnen in seine Bücher, und leuchtend wird er den kommenden Geschlechtern entgegen strahlen als ein Denkmal der Erhabenheit und Größe Maria Theresia's, die ihr eigenes Herz überwand, um ihrem Volk genug zu thun. Oh meine Mutter, wenn in meinem Herzen irgend noch eine Stelle gewesen, zu welcher die Liebe und Anbetung für Ew. Majestät nicht gedrungen, so wird mein ganzes Herz davon erfüllt werden zu dieser Stunde, in welcher Ew. Majestät einen neuen Segen und eine neue Kraft über Oesterreich ausgießen, indem Sie das Wort des Papstes bestätigen, und Oesterreich frei machen von der Gewalt der Jesuiten!"

Ich kann nicht, ich kann nicht! rief Maria Theresia, wider ihren Willen tief bewegt von den glühenden Worten ihres Sohnes, der jetzt noch immer vor ihr knieend, mit leuchtenden Augen zu ihr aufschaute. Nein, ich kann nicht thun, was ich für grausam und verderblich

halte. Die frommen Väter haben allzeit treu zu uns gehalten, seit mehr als einem Jahrhundert sind sie die Beichtväter unsers Hauses gewesen, und unsere Geheimnisse sind in ihrer Brust so fest und sicher bewahrt gewesen, als habe sie nur das Ohr Gottes vernommen, ich kann ihre Treue gegen uns nicht lohnen mit grausamer Untreue! Stehe also auf, mein Sohn, denn ich kann Dir Deinen Wunsch nicht erfüllen.

Der Kaiser richtete sich mit finsterm Antlitz und düstern Blicken empor und trat zurück. Aber jetzt näherte sich der Kaiserin, die sich wieder von ihrem Sessel erhoben hatte, Fürst Kaunitz, und tiefer, wie er es sonst gewohnt war, sich vor ihr neigend, sagte er mit seiner kalten, besonnenen Ruhe: Ich bitte Ew. Majestät, jetzt auch mir einen Moment Gehör zu gönnen.

Spreche Er, Herr Fürst, rief die Kaiserin ungeduldig, aber ich sag's Ihm zuvor, meinen Entschluß wird Er diesmal nit ändern! Weiß sehr wohl, daß Er, so wie der Kaiser, ein Feind der Jesuiten ist, und daß Ihr Euch Beide das päpstliche Breve gar sehr erfreut. Will Euch Beiden aber nicht den Willen thun, will mich nit einschüchtern lassen von Eurer Freude oder Eurem Zorn; noch bin ich die Herrscherin, und also will ich entscheiden!

Auch will ich es nicht wagen, gegen diese Entscheidung anzukämpfen, sagte Kaunitz gelassen. Nur auf das, was Ew. Majestät vorher gesagt in Bezug auf die Treue und Verschwiegenheit der Jesuiten, welche kaiserliche Beichtväter gewesen, möchte ich mir Erlaubniß erbitten, Ew. Majestät einige Worte zu erwiedern.

Ah, also eine neue Beschuldigung, rief die Kaiserin hohnlächelnd. Lasse Er hören!

Ich wünschte sie indessen nur vor den Ohren Ew. Majestät hören zu lassen, sagte Kaunitz, und ich möchte Ew. Majestät um die Gnade bitten, mir auf wenige Minuten eine Privat-Audienz zu bewilligen. Ew. Majestät haben ein scharfes Ohr, und ich vermag leise zu sprechen. Ich bin überzeugt, daß man dort drüben in der Fensternische nicht zu verstehen vermöchte, was wir hier Beide sprechen werden!

Maria Theresia blickte unschlüssig und verlegen auf den Kaiser hin, der indessen die ungewöhnliche Bitte des Fürsten mit vollkommener Gelassenheit und einem unbefangenen Lächeln aufnahm.

Kommen Sie, Monsignore, sagte Joseph heiter, indem er seinen Arm vertraulich unter den Arm des Nuntius schob, kommen Sie, und lassen Sie uns versuchen, ob Se. Durchlaucht Recht hat, und ob man

wirklich dort in der Fensternische nichts zu hören vermag von den geheimnißvollen Worten, welche der Herr Fürst jetzt zu der Kaiserin sprechen wird.

Die Kaiserin blickte ihrem Sohn nach, bis dieser mit dem Nuntius sich in die äußerste Fensternische zurückgezogen hatte.

Jetzt red' Er, sagte sie dann, sich an den Fürsten wendend, der gelassen ein zusammengefaltetes Papier aus seinem Busen hervorgezogen hatte, und es langsam und spielend aus einer seiner Hände in die andere schob.

Ew. Majestät bemerkten vorher, sagte Kaunitz leise, die Jesuiten seien seit einem Jahrhundert die treuen und verschwiegenen Beichtväter der kaiserlichen Familie gewesen, und Ihre Geheimnisse seien in ihrer Brust so fest und sicher bewahrt gewesen, als habe sie nur das Ohr Gottes vernommen. Sind Ew. Majestät fest überzeugt, daß dem so ist?

Ich bin davon fest überzeugt, sagte die Kaiserin laut und energisch. Ich habe meinem Beichtvater alle meine Geheimnisse anvertraut, und er hat mich niemals verrathen, ja ich bin überzeugt, daß er selbst nicht mit Gott von Dem gesprochen, was ich ihm in der heiligen Beichte anvertraut.

Und ist denn das am Ende ein so großes Verdienst? fragte Kaunitz gelassen. Gilt es nicht in der katholischen Kirche für ein heiliges, unverbrüchliches Gesetz, daß der Priester die Geheimnisse des Beichtstuhls bewahren muß, und sie nur dann verrathen und mittheilen darf, wenn ein ausdrücklicher Dispens des Papstes ihn dazu ermächtigt?

Es ist so, sagte die Kaiserin, und Er sieht also, daß sich die frommen Väter Jesu den Gesetzen der Kirche gehorsam unterwerfen, denn das Beichtgeheimniß ist ihnen, wie allen andern Priestern heilig.

Verzeihen mir Majestät noch eine Frage. Wird nicht auch der Priester, welcher die Beichtgeheimnisse verräth, ohne vom Papst dazu ermächtigt zu sein, von der Kirche als ein Verbrecher bezeichnet, wird er nicht als ein Uebelthäter ausgestoßen, auf immer von seinem Amt enthoben und muß in strenger Klosterhaft büßen für seinen Verrath?

Ja, Er hat Recht, Herr Fürst! Wer das Beichtgeheimniß verräth, den nennt das Gesetz des Papstes einen Verbrecher, die heilige Kirche stößt ihn aus, und niemals wieder darf er die Funktionen der Priester verrichten.

Dann, Majestät, war der Papst wohl befugt, den

Orden der Jesuiten zu bestrafen, sagte Kaunitz, dann werden Ew. Majestät die weise Anordnung des Papstes billigen müssen. Denn dieses Papier führt den Beweis, daß der Orden nicht viel hält von der Geheimhaltung der Beichte, und daß es wenig auf sich hat mit der Treue und Verschwiegenheit der kaiserlichen Beichtväter. Wollen Ew. Majestät die Gnade haben, dies Papier anzuschauen?

Er reichte mit einem leisen Neigen seines stolzen Hauptes der Kaiserin das Papier dar, welches sie hastig nahm und auseinander schlug. Aber wie sie alsdann die Augen darauf heftete, zuckte sie zusammen, und ihre Wangen erbleichten. Was ist das? murmelte sie entsetzt, indem sie halblaut las: „Beichte der Kaiserin Maria Theresia, gehalten am 20. Mai 1772 und von mir unmittelbar nachher niedergeschrieben.“ — Aber dies ist eine Verleumdung, eine Intrigue, mit welcher man mich zu überraschen trachtet! Ah, Durchlaucht, es ist es eine ziemlich plumpe Lüge, welche Seinem Scharfsinn wenig Ehre macht!

Ich lüge niemals, sagte der Fürst ernst. Ew. Majestät haben ja überdies nur nöthig das Blatt umzuschlagen, und zu lesen, was da geschrieben steht. Ew. Majestät allein können ja wissen, ob Ihre damals ge-

haltene Beichte wirklich dem entspricht, was dieses Blatt enthält.

Die Kaiserin warf einen schnellen forschenden Blick auf den Fürsten, dann schlug sie das Blatt um und heftete ihre Augen auf das Papier.

Eine tiefe, durch keinen Laut, keinen Seufzer unterbrochene Stille herrschte jetzt in dem Gemach. Drüben in der Fensternische stand der Kaiser mit ineinandergeschlagenen Armen, neben ihm der Nuntius, die Hände über der Brust gefalten. Beide schauten mit ernsten gespannten Blicken hinüber zu der Kaiserin, welche immerfort las, und auf deren Antlitz der Fürst seine kalten, stieren Augen gerichtet hielt.

Jetzt ließ Maria Theresia die Hand, welche noch immer das Papier hielt, sinken, und starrte düster und in sich gekehrt zur Erde nieder. Es ist keine Verleumdung, murmelte sie leise in sich hinein. Oh ich entsinne mich sehr wohl jenes Tages, an welchem ich Porhammer, um meinem geängsteten Herzen Erleichterung zu schaffen, jene Beichte hielt. Der Fürst hatte mir eben die Nothwendigkeit auseinandergesetzt, daß Oesterreich seinen Antheil fordere an der Theilung Polens, und ich hatte endlich, obwohl widerstrebend, nachgegeben. Da ließ ich Porhammer kommen, und in heiliger Beichte vertrauete

ich ihm alle die Zweifel und Beängstigungen meines Gewissens an. Und Alles, was ich gesagt, das steht da Wort für Wort geschrieben! Es ist als wenn ich in einen Spiegel schaue, und da mein eigen zuckend Herz erblicke. Sag Er mir, Herr Fürst, fuhr sie dann fort, ihr Haupt rasch erhebend und Kaunitz mit blitzenden Augen anschauend, sag' Er mir schnell und ohne Umschweife, woher hat Er das Papier?

Se. Heiligkeit der Papst Ganganelli hat es mir gesandt, sagte Kaunitz. Ew. Majestät wissen, daß auf Befehl des Papstes der Jesuitengeneral Ricci vor einigen Monaten verhaftet und auf die Engelsburg gebracht ward. Bei dieser Gelegenheit untersuchte man seine Papiere und fand da diese Schrift, welche der treue Porhammer seinem General gesandt hatte*).

Die Kaiserin ächzte laut auf und zerknitterte in ihrem zornigen Schmerz das Papier in ihrer Hand. Wahrlich, es ist eine scharfe und schneidende Waffe, welche Ihm da der Papst gesandt hat, sagte sie dann nach einer Pause, und Er hat mein Herz damit getroffen, daß es blutet. Muß es freilich zugeben, daß

---

*) v. Hormayr Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. 2. Jahrgang. S. 55. — Preuß Friedrich der Große. Th. IV. S. 38.

der Mann, dem ich mein Leblang vertraut, der zwanzig Jahr mein Beichtvater gewesen, daß der Mann ein Verräther gewesen! Aber das Eine böse Beispiel entscheidet nicht für Alle! Weil der Porhammer ein Verräther und Meineidiger ist, kann man nit den ganzen Orden verdammen!

Aber er scheint doch in Uebereinstimmung mit dem General des Ordens gehandelt zu haben, sagte Kaunitz bedächtig. Ricci hat diese geschriebene Beichte empfangen, und wohl aufbewahrt, ohne den Pater Porhammer für diesen Verrath zu züchtigen.

Er hat Recht! sagte die Kaiserin rasch. Der Ordensgeneral wußte um das Verbrechen und er bestrafte es nicht! Ach nun ist meine Hand gelähmt, und ich kann den Blitz nicht mehr aufhalten, der herniederfährt, den Orden zu zerschmettern. Möge denn geschehen, was ich nicht mehr hindern darf!

Aber dies da, fuhr sie fort, indem sie auf das zerknitterte Papier in ihrer Hand deutete, dies da bleibe ein Geheimniß zwischen uns. Ich dank's Ihm, daß Er nit im Beisein und vor den Ohren des Kaisers mir das Démenti gegeben, es würd' mich sehr beschämt und den Joseph gar sehr gefreut haben. Werd's Ihm nimmer vergessen, wie taktvoll und schonend Er sich in

dieser Sach gegen mich benommen, werd' Ihm auch dafür mein Leblang eine wohlaffectionirte und treue Kaiserin bleiben, und Er kann allzeit auf mich zählen!

Sie nickte ihm freundlich zu, und that dann einige Schritte vor, indem sie den beiden Herren, welche in der Fensternische standen, mit erhobener Hand winkte, zu ihr zu kommen.

Tritt hieher zu mir, mein Sohn, sagte die Kaiserin, Joseph die Hand darreichend. Hast vorher gar eindringliche und feurige Worte zu mir gesprochen, und sollst jetzt sehen, daß sie nit ungehört an meinem Ohr und meinem Herzen vorübergerauscht sind. Sie Beide aber, meine Herren, Sie, Herr Nuntius, und Er, Herr Fürst, vernehmen Sie jetzt, was die Kaiserin Maria Theresia Ihnen zu sagen hat, und was, so hoffe ich, den Beifall meines Mitregenten und Sohns, des Kaisers Joseph, haben wird. — Monsignore, Sie haben mir im Auftrage Sr. Heiligkeit das Breve des Papstes Clemens XIV. vorgelesen, welches den Orden der Jesuiten vernichtet. Ich meinestheils würde mich niemals haben veranlaßt gesehen, die Jesuiten in meinen Staaten zu unterdrücken. Da jedoch Seine Heiligkeit die Aufhebung des Ordens für nothwendig erachtet, so werde ich mich als eine treu gehorsame Tochter des

Kirche nicht länger widersetzen, und bin bereit die Aufhebungsbulle vollziehen zu lassen*). — Berichten Sie das Sr. Heiligkeit, und damit Sie sehen, daß ich mich beeile, seinen Befehlen zu genügen, verweilen Sie noch einen Moment.

Sie trat zu ihrem Schreibtisch, und warf mit fliegender Hand einige Zeilen auf ein Papier, das sie alsdann dem Fürsten Kaunitz darreichte.

Herr Fürst, sagte sie, Er bat mich vorher, Ihm, um der Form zu genügen, in einem eigenen Handbillet den Befehl zu ertheilen, das Aufhebungsbreve des Papstes vollziehen zu lassen. Nehme Er das Billet hier, und begebe Er sich damit zum Cardinal Migazzi. Se. Eminenz möge alsdann das Weitere verfügen, und die Begräbnißfeier für den armen, verblichenen Orden veranlassen!

Sie wandte ihr Haupt hastig ab, um Niemand die Thränen sehen zu lassen, welche auf einmal ihren Augen entstürzten, und durchschritt das Gemach, um sich hinauszubegeben. Tief ergriffen und schweigend schauten der Kaiser und die beiden Minister der hohen Gestalt der Kaiserin nach, welche gebeugt und kummerbelastet

---

*) Groß-Hoffinger I. S. 193. Der Kaiserin eigene Worte.

der Thür zuschwankte. Aber an dieser Thür wandte sich die Kaiserin noch einmal um, und ließ die Herren ihr zuckendes Antlitz, und ihre von Thränen überflutheten, bleichen Wangen sehen.

Wenn der Cardinal in's Jesuiter-Collegium fährt, ihnen das Aufhebungsbreve vorzulesen, sagte Maria Theresia laut und gebieterisch, so soll ihm ein kaiserlicher Commissarius beigegeben werden. Dieser Commissarius hat sogleich nach der Kundmachung den Jesuiten meinen Schutz und meine Gnade zu versprechen, wenn sie als getreue Diener der Kirche und des Staats sich aufführen werden. Auch soll ihnen in meinem Namen gesagt werden, daß ich befehle, es solle mit allem Glimpf, Gelindigkeit und gutem Anstand gegen sie verfahren werden, und daß ich's auch künftig nimmer dulden werde, daß man den gewesenen Jesuiten mit Unanständigkeit und Hohn begegne*). Sie nickte noch einmal leicht mit dem Kopf und ging hinaus.

Schweigend schauten die Herren ihr nach. Keiner wagte die Größe und Bedeutsamkeit dieses Moments durch irgend ein Wort zu entweihen. Ohne ein Wort zu sagen, machte daher der Nuntius dem Kaiser seine

*) Der Kaiserin eigene Worte. Siehe: Adam Wolf: Maria Theresia 2c. S. 432.

ceremonielle Abschiedsverbeugung, als aber dann auch Kaunitz sich verneigen wollte, schritt der Kaiser rasch auf ihn zu, und schloß ihn fest und innig in seine Arme.

Ich danke Ihnen, flüsterte er leise. Sie haben alle Ihre Versprechungen erfüllt, Sie haben Oesterreich groß und frei gemacht. Ich werde Ihnen das nie vergessen, und bleibe Ihr Schuldner so lang ich lebe! —

Ernst und schweigend schritten sodann die beiden Herren durch den Vorsaal und über die Treppe hinab zu dem großen Portal, vor welchem ihre Staatscarossen hielten.

Fürst Kaunitz nickte dem Nuntius einen letzten stummen Abschiedsgruß zu, und angstvoll erbebend vor der rauhen Luft eines Septembertages*), gegen den er sich indeß durch sechs Mäntel und einen Muff geschützt hatte, eilte er in seine dicht geschlossene Kutsche. Aber als die Thür hinter ihm geschlossen war, und der Wagen mit ihm dahinrollte, ließ der Fürst den Muff, den er sich angstvoll vor den Mund gehalten, herabgleiten, und, — etwas Unerhörtes und Seltenes! — ein Lächeln umspielte seine schmalen Lippen.

---

*) Das Aufhebungsbreve langte am 10. September 1793 in Wien an.

Wie's nun auch kommen möge, sagte er bedächtig, ich werde Minister, das heißt, Oesterreichs unumschränkter Beherrscher bleiben. Ob nun Maria Theresia oder Joseph Kaiser von Oesterreich sich nennen wird, ich werde sein Herrscher bleiben. Beiden bin ich unentbehrlich, Beide haben sie erkannt, welchen Schatz sie an mir besitzen, und haben mich ihrer ewigen Dankbarkeit versichert. Polen ist gefallen, die Jesuiten sind gestürzt, aber Kaunitz wird immerdar aufrecht stehen, eine Säule, an welche Oesterreich und sein Kaiserhaus sich anlehnen! —

Am andern Tage fuhr ein Schrei der Ueberraschung und des Entsetzens durch ganz Wien, denn wie die Windsbraut sausete die Nachricht durch alle Straßen, und durch alle Häuser: „der Jesuiten-Orden ist aufgehoben! Cardinal Migazzi ist so eben in's Jesuiten-Collegium gefahren, um den frommen Vätern das Breve des Papstes vorzulesen, und sie aufzufordern, binnen vier Wochen ihre Häuser zu räumen und ihre Ordenskleider abzulegen!"

Und so geschah es! Vier Wochen nach dem Tage, an welchem der Cardinal im Jesuiten-Collegium das Breve vorgelesen, öffneten sich die Pforten des Gebäudes und ein seltsamer, feierlicher Anblick bot sich der

Menge dar, welche Kopf an Kopf gedrängt, die ganze Straße erfüllte.

Angeführt von ihren Obern gingen die Jesuiten in ihren langen schwarzen Ordenskleidern, den schmal und lang aufgeschlagenen Hut auf dem Haupt, den Rosenkranz an dem blauen Gürtel hängend, aus diesem großen, finstern Gebäude hinaus, das sie seit einem Jahrhundert inne gehabt. Jeder von ihnen trug eine Bibel oder ein Erbauungsbuch unter dem Arm, Aller Gesichter waren traurig und bleich, Aller Lippen fest aufeinander gepreßt, als wollten sie das Wort des Unmuths, oder den Seufzer des Schmerzes zurückhalten. Nur ihre finsterblitzenden Augen indeß sprachen zu der Menge, und schienen unter diesen Hunderten nach einem befreundeten Gesicht, einem theilnehmenden Auge zu suchen. — Aber das Volk schaute in dumpfer Bestürzung diesem seltsamen, aus lebendigen Leichen bestehenden Leichenzug zu, und nur hier und da sah man ein altes Mütterchen weinend ihre Hände falten, eine reichgeputzte Dame an einem der Fenster der Häuser, an welchen der Zug vorüberkam, ihr Taschentuch auf ihre Augen drücken.

Kein Ruf, kein Gruß, aber auch keine Verwünschung und kein Hohn ertönte aus dieser Menge, die überall schweigend sich aufthat, und diesen feierlichen, schwarzen

Zug, der sich langsam in ihrer Mitte fortschlängelte, hindurch ließ.

So unter athemloser Stille, umwogt von dem Volk, bewegte sich der Zug weiter durch die Straßen dahin bis zu dem Kohlmarkt. In der Mitte desselben hielt der Rector an, und in einem weiten Kreis sammelten sich um ihn die Ordensbrüder.

Jetzt entblößte der Rector sein Haupt, die Jesuiten folgten seinem Beispiel; sie neigten ihr Haupt zum Gebet; und das Volk, hingerissen von dem feierlichen, tiefernsten Anblick, plötzlich von wunderbarem, großmüthigem Mitleid ergriffen für diese Ausgestoßenen, Vertriebenen, die von dieser Stunde an keinen Namen, keinen Stand und keinen Beruf mehr haben und auf ewig von der Welt verschwinden sollten, das Volk schaute jetzt mit Thränen auf diese schwarzen Gestalten, die mit gesenkten Häuptern da standen, und in einem letzten Gebet Abschied nahmen von ihrer großen Vergangenheit und ihren großen Erinnerungen; das Volk sank auf seine Kniee nieder, um zum letzten Mal mit den frommen Vätern die Gebete zu beten, welche sie ihm gelehrt!

Es war ein letzter Triumph, eine letzte Schaustellung, welche die klugen Väter sich bereitet hatten. Jetzt war das Gebet beendet, und der Rector trat zu

Denen, welche ihn umgaben, und reichte ihnen die Hand. Und Jeder dieser bleichen, finstern Männer flüsterte leise einige Worte, auf die der Rector leise eine Antwort gab.

So schritt der Rector immer weiter, weiter durch die Reihen der Ordensbrüder, und als er von Jedem mit einem Händedruck Abschied genommen, Jedem leise einige Worte gesagt, trat er aus ihrem Kreis heraus, und schritt langsam, nur von zwei Jesuiten begleitet, von dannen, hinein in die Menge, in deren Gewoge er bald verschwunden war.

Und seinem Beispiel folgten jetzt die Ordensbrüder, schweigend und düster verloren sie sich hier und dorthin, und bald war von all diesen schwarzen Gestalten nichts mehr zu sehen, als hier und dort ein schwarzer, langaufgekrämpter Hut, der über den Köpfen des Volks sich fortzubewegen schien, und endlich auch in der Ferne verschwand. —

Das war das Leichenbegängniß der Jesuiten, welche ein Machtspruch Ganganelli's getödtet hatte, und von welchen die Wiener meinten an diesem Tage für immer Abschied genommen zu haben, und von welchen die ganze Welt glaubte, daß sie für immer gestorben seien.

Sie aber wußten es besser, sie glaubten nicht

an ihren Tod, und die Worte, welche der Jesuitenrector, Abschied nehmend, zu seinen Brüdern geflüstert, bezeugten das.

Wann wird unser Orden wieder auferstehen? hatte Jeder von ihnen gefragt.

Und Jedem von ihnen hatte der Rector geantwortet: „Er wird auferstehen, wann seine Zeit gekommen ist. Harret auf diese Zeit! Unsterblich wie die Seele ist der Orden Loyola's!"

Druck von W. Pormetter in Berlin.

Mühlbach, Luise,

Kaiser Joseph der Zweite und sein Hof historischer Roman in 3 Abteilungen

Bd.: 2,2

Berlin 1856